Bip.
908 M.o.367
2

II 88

Physiognomisches Cabinet

für

Freunde und Schüler

der

Menschenkenntniß.

Zwote Eröfnung.

Mit eingedruckten Kupfern.

Joh. Theophil Hoffel

Frankfurt und Leipzig,

bey Philipp Heinrich Perrenon, 1778.

Eröfnung.

Nicht ohne Freude eröfne ich dies der Physiognomik und Menschenkenntniß gewiedmete Cabinet zum zweyten mal, da man die erste Eröfnung nicht ganz ohne Beifall, (wenigstens mit mehrererm, als ich vermuthen konnte,) aufgenommen hat.

So angenehm mir aber auch dieser Beifall war, so sehr bedauerte ich doch, daß ich desselben nicht so würdig war, als ich wohl hätte seyn sollen. In einem Cabinet sucht man nur Meisterstücke, die weit über das Mittelmäßige

erhaben sind — Diese hatte ich, was die physiognomischen Bildnisse betrifft, nicht in demselben aufgestellt, und konnte sie auch nicht aufstellen. Man ist zwar gütig genug gewesen, ihre Unvollkommenheit mit der Wichtigkeit der darüber gemachten physiognomischen Bemerkungen zu entschuldigen; unterdessen gesteh' ichs gerne, daß ich viele derselben wieder zurück wünschte. —

Bey dieser zwoten Eröfnung habe ich dafür gesorgt, wo nicht bessere, doch weniger schlechte, meinen Lesern vorzulegen. Ich weiß zwar, daß sie auch mit diesen nicht alle zufrieden seyn können, besonders diejenigen, welche die prächtigen physiognomischen Gallerien der Lavaterschen Fragmente durchgegangen sind, und nun von diesen auf mein Cabinetchen herabblicken — Unterdessen weiß ich eben so gut, daß ich bey diesen vielleicht am ersten Nachsicht und Entschuldigung finden werde. Sie werden es nicht fordern, daß ein bloßer Liebhaber der Zeichenkunst, und des Gravirens, eben solche Meisterstücke dem Publikum zur Schau aufstellen könne, als wenn eins der größten und geschmackvollsten Genies unserer Zeit den Griffel, Radiernadel und Grabstichel der größ-

ten

ten jetztlebenden Künstler aufbietet und beschäfftiget.

Ueberdies darf es wohl keines Beweises, daß auch die fürtrefflichsten Zeichnungen doch nur sehr wenig zur Vervollkommnung der Physiognomik beitragen, und daß also wahre Kenner mehr auf die Güte der physiognomischen Bemerkungen, als auf jene sehen werden. Wie sehr vieles, das für dem Physiognomen äusserst interessant wäre, gehet nicht schon von einem individuellen Gesicht verloren, wenn es auch aufs ähnlichste auf der Leinwand nachgebildet wird, geschweige dann, wenn die Nachbildung auf dem Kupfer geschiehet. — Zeichnungen stellen zudem die Gesichtsbildungen nur in Ruhe, nicht in Leben und Bewegung vor. Sie enthalten also die allerwenigsten und allerunsichersten Data zur physiognomischen Beurtheilung, wie im ersten Theile dieses Cabinets weitläuftiger erwiesen worden. Der Leser nimmt überdies die durch dieselben nachgebildeten Physiognomien gleichsam zu Modelen an, gewöhnt sich in der Natur Originale dazu aufzusuchen, und beurtheilt diese nicht nach der physiognomischen, sondern nach der Porträtähnlichkeit, welche sie mit diesen Modelen haben. —

Daß nun dadurch sehr verkehrte Urtheile veranlaßt werden, ist leicht einzusehen. Es könnte deswegen sogar die Frage aufgeworfen werden, ob nicht physiognomische Schriften ohne Kupfer, in gewissem Betracht, mehr Nutzen stiften könnten, als die, welche damit versehen sind? — Freylich um der physiognomischen Layen willen, die sich nicht von dem Sinnlichen losreißen können, würde man sie, wenigstens als Zierrathen und Anlockungen, beybehalten müssen. —

Wenn man sich deswegen auch die Zeichnungen dieses Cabinets ganz hinweg dächte, oder sie wenigstens nur als typographische Zierrathen betrachtete, die auf den Innhalt des Buchs doch eine nähere Beziehung haben, als jede andere willkührliche Buchdruckerstöcke, so schmeichele ich mir doch, daß die mitzutheilenden physiognomischen Untersuchungen von solcher Beschaffenheit seyn werden, daß es nicht ganz überflüßig war, das Cabinet um derselben willen, meinem Versprechen, und dem Begehren einiger Freunde gemäß, zum zweitenmale zu eröfnen.

Was nun diese als die Hauptsache dieses Werks betrifft, so glaube ich jetzt noch mehrere

und

und wichtigere eigene Bemerkungen, mit den Gedanken anderer älterer und neuerer Physiognomen verwebt, dem Publikum zur Prüfung vorzulegen, als bey der ersten Eröfnung geschah. — Damals trug ich gleichsam nur die Prolegomena der Physiognomik vor, ich entwickelte ihren Begriff, bewies ihre Realität, zeigte die Art sie zu studiren, untersuchte die Grade ihrer Zuverläßigkeit, und unterschied die mancherley Gattungen dieser Wissenschaft, so daß ich also gleichsam einen Grund legte, auf welchem der Theil des Publikums, welcher mir seinen Beyfall geschenkt hat, nunmehro gewiß die Aufführung eines Gebäudes, wenigstens den Anfang davon, vermuthen wird. — In der That bin ich auch jetzt einige Schritte weiter gegangen, und werde diese Vermuthung in etwas erfüllen.

Fern sey unterdessen der Gedanken von mir, den ersten und wahren Baumeister der Physiognomik vorstellen zu wollen. Wer weiß, ob dieser in hundert, oder gar noch erst in tausend Jahren auftreten wird, da die Materialien, die man vom Aristoteles an bis auf unsere Zeiten zum Bau dieser Wissenschaft gesammlet hat, noch nicht einmal hinreichen, ja größtentheils

unbrauchbar sind. — Ich habe deswegen auch in der ersten Eröfnung S. 188. den Gedanken geäußert, daß eine Revision der Aphorismen älterer und neuerer Physiognomen vorerst wohl das Beste und Nöthigste seyn würde, was zur Bearbeitung dieser Wissenschaft unternommen werden könnte.

So viel schönes und gründliches nun auch in unsern Zeiten von einem Lavater, Perenty, Sturz, Loßius und einigen Anonymen über Physiognomik und Menschenkenntniß ist gesagt worden, so hat doch noch niemand eine solche Revision mit Vorsatz angestellt, sondern nur der Meinungen dieses oder jenes Physiognomen gelegenheitsweise gedacht, ohne seine Grundsätze einer genaueren Prüfung zu unterwerfen.

Aus dieser Ursache habe ich mir diesen so reichhaltigen Stoff bey dieser zwoten Eröfnung des Cabinets zu Nutze gemacht, und, wie ich hoffe, nicht ganz ohne Befriedigung meiner Leser ein Geschäfft unternommen, dem sich noch niemand unterzogen hat. — Ich habe nämlich die fürnehmsten Grundsätze, worauf sowohl ältere als neuere Physiognomen ihre Aphorismen gebauet haben, einzeln recensiret, und untersucht,

tersucht, in wiefern sie gegründet und brauchbar sind. — Dies war eben so gut, als ob ich alle einzelne Aphorismen revidiret hätte, weil diese zu vielen Hunderten bestätiget, anders bestimmt oder gänzlich verworfen werden, je nachdem jene die Prüfung der gesunden Vernunft aushalten, oder nicht aushalten. — Alle vorhandene Aphorismen zu sammlen, und sie ganz im Detail zu mustern, würde überdies eine fast herkulische Arbeit, und für meine Leser eben so ennuyant als für mich seyn, da wir mit einer so ungeheuren Menge derselben überschwemmt sind. Man würde dazu erst eine physiognomische Concordanz verfertigen und dabey alle Schriftsteller, die von jeher über Physiognomik geschrieben haben, zu Rathe ziehen müssen. — Welche Schwierigkeiten würde aber dies nicht verursachen — Gründe genug also, welche den Weg, den ich eingeschlagen bin, rechtfertigen.

Da ich nun diese Revision nach den Grundsätzen des ersten Theils dieses Cabinets angestellt habe, so macht dieser zweite Theil mit jenem gleichsam ein fortgehendes Ganzes aus, und ist dergestalt auf jenen gebauet, daß solche Freunde und Schüler der Menschenkenntniß,

 deren

deren Lehrer zu seyn ich nicht ganz unwürdig bin, dadurch wirklich einige Stufen höher in der Physiognomik steigen, und richtigere Urtheile über das Menschenäußere fällen werden, als sie sonst vielleicht nicht vermocht haben würden.

O wie sehr würde ich mich freuen, wenn ich durch diese Bemühungen zugleich die Klagen mancher Leser und Liebhaber physiognomischer Schriften besänftigen könnte; „daß sie durch diese Lektüre zwar den Kopf voller sonderbaren Speculationen über Menschenbildung und Gesichtsdeutung bekommen hätten, dadurch aber um kein Haar bessere Physiognomen geworden seyn, als sie auch vorher schon gewesen wären — „daß ihnen im Gegentheil die Physiognomien nur dadurch geheimnißvoller und unverständlicher, als deutlicher und erklärbarer geworden wären — „daß die Physiognomik eine so zweideutige und unbestimmte Wissenschaft sey, daß sich ihr Studium der Mühe nicht verlohne u. s. w.“ —

In der That enthalten diese und noch mehr andere ähnliche Klagen die Ursache, warum der Geschmack, den das lesende Publikum an der Bearbeitung der Physiognomik seit einiger Zeit

fand,

fand, fast eben sobald wieder gefallen ist, als er entstand. Die Meisten lasen die physiognomischen Schriften nicht etwan, um sich von dieser Wissenschaft überhaupt einen richtigen Begriff zu machen, nicht um sich von ihrer Realität zu überzeugen, von ihrem Endzweck und Nutzen zu unterrichten, nicht um die damit verknüpften Schwierigkeiten kennen zu lernen, mit einem Wort, nicht um sich physiognomische Vorerkenntnisse daraus zu erwerben — nein, sie lasen mit der heißen Begierde sogleich Physiognomen zu werden, und in einigen gedruckten Bogen und Kupferstichen den Schlüssel zum Innersten aller ihnen vorkommenden Menschen zu finden. — Konnte es da anders seyn, als daß ihre Erwartungen getäuscht wurden, und ihre Forderungen unerfüllt blieben? — Was Wunder also, wenn diese der Menschenkenntniß so geheiligte Wissenschaft bey vielen unschuldig in Mißkredit gekommen ist, und täglich noch mehr kommt, je mehrere, denen es an physiognomischen Genie und Gefühl, und was noch mehr ist, an Menschenkenntniß mangelt, sich damit abgegeben, oder eigentlicher zu reden, dieselbe entheiliget haben — So wenig auch der beste Unterricht aus Tauben und Stummen Tonkünstler, oder aus Blinden Maler machen

kann, eben so wenig sind auch die besten physiognomischen Schriften vermögend, aus solchen Lesern von der beschriebenen Beschaffenheit Physiognomen zu bilden —

Jede Kunst, jede Wissenschaft, erfordert besondere Talente, besondere Vorerkenntnisse — so auch die Physiognomik. Wer ohne diese zu haben sich damit befasset, der schreibe sichs selbst zu, wenn kein glücklicher Erfolg beym Studio derselben seine Wünsche und Hofnungen krönet —

Eben so erfordert auch eine jede Gattung von Schriften ein eigenes Publikum, dem sie interessant ist. Warum sollten die physiognomischen nicht ein gleiches Recht genießen? — Wer sich deswegen nicht zum physiognomischen Publikum bekennen will, der suche in andern Schriften Vergnügen und Unterricht, und lasse die physiognomischen eben so auf ihrem Werth oder Unwerth beruhen, wie z. E. der Gottesgelehrte juristische Schriften auf ihrem Werth oder Unwerth beruhen läßt.

Ich schmeichele mir, im physiognomischen Publikum diesmal fast mit noch mehr Beifall

als

als das erstemal aufzutreten, und wahre Freunde und Schüler der Menschenkenntniß, die mit physiognomischem Talent zu wuchern gedenken, nach meinem besten Vermögen zu befriedigen. — Hoffentlich werden sie, wenn sie dies Werkchen durchlesen haben, nicht klagen, „daß auch diese Lektüre sie nicht zu vollkommenern Physiognomen gemacht habe, als sie ohnedem schon gewesen wären." — Höchst wahrscheinlich werden sie mirs danken, ihnen die ächten Grundsätze beygebracht, oder wenigstens doch sie darauf aufmerksam gemacht zu haben, ohne welche keine physiognomische Beurtheilung mit Zuverläßigkeit gemacht werden kann, und ohne welche die Physiognomik freylich eine zweydeutige unbestimmte Wissenschaft wäre, die nicht in das Gebiet der gesunden Vernunft, sondern einer ausschweifenden Einbildungskraft gehörte. —

Ueber die zu Anfang und Ende dieser Eröfnung gesetzten Bildnisse, wird sich unten Gelegenheit finden verschiedenes anzumerken.

Ueber

Ueber die Thierähnlichkeit.

Die Grundsätze, auf welchen die ältern Physiognomen ihre Aphorismen gebauet haben, lassen sich sehr füglich in zwo Hauptklassen bringen. In die eine gehören die, welche auf der Vergleichung des Menschenäusseren und seines Charakters, mit dem Aeusseren gewisser Thiere und ihren Eigenschaften beruhen; in die andere aber diejenigen, welche aus der Beobachtung des Menschen selbst entstanden sind.

Jene scheint wohl die älteste, und die Quelle von dieser zu seyn, wie wir bald sehen werden. Wenigstens verdienet sie's zuerst abgehandelt zu werden, da sie ohnleugbar die allermeisten physiognomischen Aphorismen hervorgebracht hat.

Um uns nun einen desto deutlichern und richtigern Begriff von der Physiognomisirung nach Thierähnlichkeit zu machen, wollen wir den ersten klassischen Schriftsteller derselben, so wie der älteren wissenschaftlichen Physionomik überhaupt, nämlich den verewigten Philosoph und Naturkündiger Aristoteles hören.

„Jedes Thier, sagt er, hat sein besonderes Aeusseres, seine Gestalt ist von der Gestalt jedes andern wesentlich unterschieden, und eben so verhält sichs mit seinem Charakter, mit seiner ganzen Art zu leben, und zu handeln.“ —

„Jede thierische Körperbildung, bezeichnet nur einen gewissen individuellen Charakter, der keinem andern Thiere zukommen kann, das eine andere von dieser ganz verschiedene Körperbildung hat.“ —

„Folglich sind die thierischen Körperformen zuverläßige Ausdrücke gewisser mit ihnen unzer-

unzertrennlich verbundener Charaktere, z. E. So ist die Körperform des Löwen, Ausdruck der Tapferkeit, die des Haasen der Furchtsamkeit u. s. w." —

„Kein lebendiges Geschöpf kommt dem Menschen an Adel und Schönheit gleich — keins besitzt die Vorzüge des Körpers und Geistes, die ihm der Schöpfer zu Theil werden ließ." —

„Im Gegentheil aber vereinigt der Mensch in sich die vorzüglichsten Eigenschaften aller lebendigen Geschöpfe gleichsam wie in einem Mittelpunkt. Er ist ein Abdruck des ganzen Thierreichs — Kühn wie ein Löwe, furchtsam wie ein Haase, listig wie ein Fuchs, nützlich wie ein Pferd, geduldig wie ein Esel, erbittert wie ein Hund, geschwätzig wie ein Sperling, faul wie ein Bär, hartnäckig wie ein Stier, heimtückisch wie eine Nachteule u. s. w." —

„Je nachdem nun ein Mensch diesen oder jenen Charakter hat, je nachdem wird auch seine Physiognomie mit dieser oder jener Thierform übereinstimmen, mit welcher dieser Charakter vorzüglich verbunden ist." —

„Wenn man deswegen an dem Aeusseren eines Menschen, eine Uebereinstimmung mit dieser oder jener Thierform bemerkt, so ist

man berechtiget ihm denjenigen Charakter beyzulegen, welcher durch diese Thierform bezeichnet wird.“ —

Z. E. „Diejenigen, welche große Hundsköpfe haben, sind sehr empfindlich.“

„Die, deren Kopfform einem Esel gleicht, sind unverschämt.“

„Desgleichen die Spitzköpfe, weil man sie mit den krummschnäbeligen Vögeln, z. E. mit den Raben, vergleichen kann.“

„Die, welche sanfte weiche Haare haben, sind furchtsam, weil alle weichhaarige Thiere, z. E. Hirsche, Haasen, Schafe u. s. w. furchtsam sind.“

„Im Gegentheil sind rauhe, harte, und an der Spitze etwas gekrümmte Haare, ein Merkmal der Unerschrockenheit und Tapferkeit, weil der Löwe, der Eber und andere beherzte Thiere solche Haare, ja sogar auch die beherztesten unter den Vögeln, z. E. die Hähne, solche Federn haben.“

„Eine große viereckte Stirne bezeichnet Großmuth, nach Aehnlichkeit der Löwenstirne.“

„Eine sehr kleine Stirne ist im Gegentheil, ein Merkmal der Rudität, weil sie der Stirne eines Schweins ähnlich ist.“

„Die

„Die sehr runden Stirnen sind Stirnen dummer Esel, sehr platte hingegen, Stirnen verschlagener Hunde.“

„Gefurchte und gerunzelte Stirnen zeugen von Kühnheit und Zorn, wie beym Löwen und Ochsen.“

„Durch sehr große Ochsenaugen offenbahret sich Plumpheit und Trägheit.“

„Im Gegentheil verrathen sehr kleine Augen Kleinmüthigkeit und Heimtücke, wie beym Affen.“

„Weit aus dem Kopfe hervorragende Augen sind ein Beweis der Dummheit und Hartnäckigkeit, nach Aehnlichkeit der Eselsaugen.“

„Tief im Kopf liegende Augen aber zeigen, wie beym Adler, Scharfsinnigkeit an.“

„Unstäte, immer hin und her blinkende Augen sind Zeichen eines Räubers, denn solche Augen haben die Habichte.“

„Eine lange gekrümmte Nase bezeichnet Frechheit, wegen der Aehnlichkeit mit dem Schnabel eines Raben.“

„Eine kurzgekrümmte Nase aber, wie ein Adlers Schnabel, bezeichnet Großmuth.“

„Eine lange allenthalben gleich dicke und abgestumpfte Nase, wie ein Schweinerüßel, verräth Trägheit und Unverstand.“

„Spitznasen sind zornsüchtig nach Aehnlichkeit der Hunde.“

„Platte Affennasen bedeuten wütenden Wollust· trieb, weil man solche auch an den Hirschen wahrnimmt.“

„Große Nasenlöcher, in einer derben unförmlichen Nase, lassen wegen der Aehnlichkeit mit einer Ochsennase auf Zornmüthigkeit schließen.“

„Dicke und überhangende Oberlippen sind ein Zeichen der Thorheit, weil man solche bey den Affen und Eseln findet.“

„Dünne und kaum das Zahnfleisch bedeckende Lippen sind Merkmale der Zank- und Schmähsucht, weil so die Lippen der Hunde beschaffen sind.“

„An einem sehr breiten Maul erkennet man kühne und kriegerische Menschen, denn ein solches hat der Löwe.“

„Große Eselsohren können nichts anders als Einfalt bedeuten, doch aber können sie zuweilen auch Zeichen eines guten Gedächtnisses seyn.“

„Sehr kleine Ohren, wie die Ohren der Affen, zeugen von diebischem und wollüstigem Gemüth.“

„Mittel-

„Mittelmäßige etwas vom Kopf abstehende Ohren sind ein sehr gutes Zeichen, weil die besten Hunde solche Ohren haben.“

„Ein sehr großes Gesicht verkündiget Faulheit, und ein gar zu kleines Falschheit, das erste wegen der Aehnlichkeit mit Ochsen und Eseln, und das letzte wegen der Aehnlichkeit mit Affen und Katzen.“

„Die, welche einen sehr dicken und wohlgemästeten Hals haben, sind eben so sehr als die Stiere, zum Zorne geneigt.“

„Diejenigen aber, welche mit dünnen langen mageren Hälsen versehen sind, gehören mit den geschwätzigen unbeständigen Vögeln in eine Classe.“

„Sehr kurze Hälse haben die Auflaurer und Nachsteller gleich den Wölfen.“

„Eine breite Löwenbrust wird nur bey Beherzten angetroffen.“

„Eine dumpfe unangestrengte Stimme ist Merkmal des Muths, eine helle angestrengte im Gegentheil verkündigt Furchtsamkeit, denn erstere bemerkt man am Löwen, letztere aber am Schaf und allen furchtsamen Thieren.“

Doch wir haben Aphorismen genug gesammlet, um uns daraus von der Art, wie Aristoteles die Physiognomik nach der Thier-

ähnlichkeit behandelt, eine ohngefähre Vorstellung zu machen.

Aus dieser Quelle nun, welche dieser große Philosoph eröffnete, haben alle nachfolgende Physiognomen geschöpft, und sie so erweitert, daß sich fast keine Eigenschaft der Thiere mehr erdenken läßt, für welche man nicht einen Ausdruck am menschlichen Körper angegeben hätte.

Daher kommt eben die Aphorismen Sündfluth, mit welcher die physiognomischen Schriften überschwemmt sind. Adamantius, Polemon, Averroes, Rhases, Albert der Große, Scotus und Porta haben insbesondere den Aristoteles ausgeschrieben, und seine Aphorismen mit den ihrigen theils zusammengeschmolzen, theils verwebt, theils berichtiget und erläutert, und diese sind hiewieder von andern astrologischen und chiromantischen Schriftstellern ausgeschrieben worden, so daß man beym Studio der physiognomischen Litteratur, immer wieder zum Aristoteles zurückkehren muß, wenn man den wahren Grund von Legionen Aphorismen entdecken will.

Wir wollen deswegen bey unsern Untersuchungen über die Thierähnlichkeit bey ihm allein stehen bleiben, da er uns statt aller Physiognomen

gnomen, die Aphorismen darauf gebauet haben, dienen kann.

Wahr ists, wie Aristoteles sagt, daß jedes Thier sein besonderes Aeusseres hat. Wahr ists, daß auch jedes in seiner Art zu leben und zu handeln, von allen andern unterschieden ist. Wahr ists endlich, daß der Mensch sehr viele Eigenschaften mit den Thieren gemein hat. Alles dies sind Erfahrungssätze, die schlechterdings nicht geläugnet werden können.

Aber ists drum auch eben so wahr, daß diese oder jene Thierform zuverläßiger Ausdruck dieser oder jener Eigenschaft ist? — Ist es eben so wahr, daß sich dem Menschen Thierformen zuschreiben lassen? — Und wenn dieses ist, kann man gewiß seyn, daß alsdann auch dem Menschen die nehmlichen Eigenschaften zukommen müssen, welche den Thieren zukommen, von welchen diese Formen abstrahirt sind? —

Aus der Beantwortung dieser Fragen, wirds ziemlich leicht zu entscheiden seyn, in wiefern die Thierähnlichkeit ein bewährter Grundsatz der Physiognomik sey?

Was die erste Frage betrifft, so druckt ohnstreitig das Aeussere der Thiere ihren Charakter weit deutlicher und zuverläßiger aus, als das

Aeussere der Menschen. Der Körperbau eines jeden ist aufs augenscheinlichste zu seiner Bestimmung und Lebensart geformt. Die Raubthiere z. E. sind mit weiten Rachen, scharfen Zähnen und spitzigen Klauen versehen. Alle ihre Glieder sind zur Behendigkeit geschaffen. Ihr ganzes Aeusseres verkündigt List, Auflauren und Blutgier. Ihre Augen funkeln fürchterlich, und ihre Physiognomie erweckt sogar beym Menschen Schauder und Schrecken. Man überzeuge sich hiervon durch den Anblick eines Löwen oder Tigers. Sogar die Wölfe und Füchse, ja noch geringere Raubthiere geben Beweise hiervon ab.

Wie sehr verschieden ist nicht hiervon der Körperbau solcher Thiere, die zur Bezähmung und dem Menschen zur Erleichterung seiner Arbeit geschaffen sind? — Der Knochenberg des Elephanten, um Thürme darauf zu bauen. — Das muthige Roß, um mit ihm in den Streit zu ziehen. — Der starke arbeitsame Stier, um mit ihm das Feld zu bearbeiten. — Der geduldige Esel, um schwere Lasten zu tragen. — Wie ungleich weniger Wildheit und Widersetzlichkeit zeigt das Aeussere dieser Thiere? — Wie wenig sind ihre Glieder zum Auflauern und

Nachstellen

Nachstellen gebildet. — Um wie viel gedämpfter ist das Feuer ihrer Augen. —

Je einfacher die Lebensart, und geringer die Bestimmung eines Thiers ist, desto weniger ist sein Körperbau artikulirt und desto weniger Seele leuchtet aus seiner Physiognomie. Man vergleiche z. E. das Schwein mit dem Hund. Jenes nur zum Fressen und Fettwerden bestimmt, ist weiter nichts als ein lebendiges Stück Fleisch, das von vier Füssen herumgetragen wird, um sich durch die Nahrung zu vergrößern. Was durfte es also einer mannichfaltigen Abwechselung von schönen Körperformen. Genug, daß es mit den nöthigen Werkzeugen zu leben und sein Futter zu suchen versehen war. Genug, daß es einen Rüßel bekam um die Erde zu durchwühlen, und seine Speise die Wurzeln, zu wittern und hervor zu graben. Der Hund hingegen sollte Diener, Gefährte, Wächter, Beschützer, Jäger, Belustiger u. s. w. des Menschen seyn. Sein Körperbau mußte deswegen zusammengesetzter, geschlanker, zierlicher, geformter, und besser zu mancherley Verrichtungen eingerichtet seyn, als bey jenem. Wie ungleich mehr Ausdruck hat deswegen nicht auch seine Physiognomie!

Wie unbeschreiblich mehr sich der Menschlichkeit näherndes, zeigt nicht bloß schon sein Auge, in Vergleichung mit den Augen des Schweins, ja auch mit den Augen der meisten anderen vom Menschen weiter entfernteren Thieren! —

So könnte man noch viele frappante Parallele zwischen allerley Gattungen von Thieren ziehen, um sich dadurch aufs einleuchtendeste zu überzeugen, wie die Physiognomie eines jeden, vom Elephanten bis zum Käfer, aufs vollkommenste mit seiner Bestimmung, mit seiner ganzen Art zu leben und zu handeln, mit einem Wort, mit seinem Charakter harmonire, und wie überhaupt die Verschiedenheit der thierischen Eigenschaften, Verschiedenheit in ihrem Aeusseren eben so wie beym Menschen bewürken.

Eine andere Einrichtung ließ sich auch von dem Schöpfer des Thierreichs, der alles, was er ordnet, löblich und gut ordnet, nicht wohl vermuthen. Er gebot, so erzählet uns die Geschichte der Entstehung aller belebten und unbelebten Dinge, er gebot der Erde, lebendige Thiere hervor zu bringen, ein jegliches nach seiner Art, Vieh, Gewürm und Thiere, ein

jegliches

jegliches nach seiner Art. — Der Staub mußte sich also durch den Hauch seiner Allmacht beseelt in so mannichfaltige Gestalten und Formen verwandeln, als es die mannichfaltigen Eigenschaften der lebendigen Geschöpfe, womit dieser Erdboden bevölkert werden sollte, erfoderten. Jede aus der Erde gleichsam hervorgequollene Thierform, wurde nun gerade mit denen Eigenschaften belebt, mit deren Ausdruck sie am besten und vollkommensten übereinstimmte, und so „machte Gott die Thiere auf Erden ein jegliches nach seiner Art, und das Vieh nach seiner Art, und allerley Gewürme auf Erden nach seiner Art.“ — Ein jedes Thier erhielt also denjenigen Körperbau, der seinen Eigenschaften und Bestimmungen am gemäßesten war. Das Aeussere eines jeden wurde mit seinem Inneren aufs genaueste abgeglichen. Gott selbst sahe, daß dies unverbesserlich und gut war, und der erste Mensch konnte aus der Betrachtung des bloßen Aeusserlichen aller erschaffenen Thiere, ihnen solche Benennungen beylegen, welche auf ihr Inneres sich wahrscheinlicherweise sehr treffend bezogen, weil ihm Gott sonst dieses Geschäft nicht anvertrauet gehabt haben würde, da es die Vollkommenheit der neuerschaffenen Welt erfoderte, daß

jedes

jedes Geschöpf, auch den vollkommnen schicklichsten seine Eigenschaften aufs genaueste ausdruckenden Namen erhielt.

Die Richtigkeit dieses Satzes, daß mit gewissen Thierformen gewisse Eigenschaften in einer unzertrennlichen Verbindung stehen, hat den Menschen deswegen auch auf die Thierphysiognomik gebracht, deren Zuverläßigkeit noch niemand in Zweifel gezogen hat, noch in Zweifel ziehen kann. — Schon zu Aristoteles Zeiten hatten die Jäger und Pferde-Liebhaber über das Aeussere ihrer Lieblingsthiere physiognomische Aphorismen gesammlet, die seit dem wohl eben so wenig als manche Aphorismen der Menschenphysiognomik an ihrem Werthe verloren haben. Z. E. Ein tauglicher Jagdhund muß stark von Leibe, klein von Kopf, groß von Augen u. s. w. seyn. — Ein Pferd mit einem Rammskopf, kleinen spitzen Ohren, erhabenen funkelnden Augen, breiten Halse u. s. w. zeichnet sich durch seine Eigenschaften eben so vorzüglich von anderen gemeinen Pferden aus, als durch diese äusserliche Beschaffenheiten. So hatte man auch für die gute oder schlechte Eigenschaften noch mancher anderer Thiere, z. E. der Ochsen, der Schafe, der

Falken

Falken u. s. w. besondere äusserliche Merkmale festgesetzt, nach welchen man sie eben so sicher beurtheilte, als die Viehhändler noch jetzt zu thun pflegen.

„Wird doch kein vernüftiger Mensch, sagt der Verfasser des Schreibens eines Viehhändlers über die Physiognomik, daran zweifeln, daß man es einem Pferd ansehen kann, obs ein Engländer oder ein Polak, ein Däne oder ein Ungar ist. Wenn ein Pferd breite, lange, weit von einander abstehende herunterhängende Ohren hat, so wissen wir alle gewiß daß es faul und träge ist. Gehet ein Ohr immer hin, das andre her, so ist es scheu und tückisch; da hingegen feine, spitze, nach vorne zu gerichtete Ohren, ein kluges Pferd von gutem Humeur andeuten."

„Du wirst dir doch gewiß nicht weiß machen lassen, daß ein Pferd mit einem am Nacken dicken Schweinehalse, ein gut gelehrig Schulpferd werden könne, und daß es von starker-Natur sey, wenn die Schweifribbe sich so leicht auf und niederziehen läßt, wie ein Hundeschwanz, du denkst doch gewiß, daß ein Pferd, welches große muntere Augen, feine und glänzende Haare hat, wenn sonst nichts

dabey zu erinnern ist, von guter Complexion und Verstand sey. Wenn dir einer sagte: du könntest dem Pferde nicht an den Zähnen ansehen, obs vier oder sieben Jahr alt sey, könntest wenn das Pferd mit den Beinen kreuzweis stehet, sich tief in die Ohren greifen läßt, die Augen verdreht, frißt als wenn es in Gedanken wäre, im Stall sich schief stellt, nicht schliessen, es habe den stillen Koller oder werde ihn bald kriegen; wenn dir das einer sagte, du würdest ihn gewiß für einen Narren halten." —

„Das ist nun aber von Ochsen und Schafen, vielleicht von allen Thieren eben so wahr als von Pferden. Ein weißer Ochse taugt lange nicht so gut zum Zug- und Arbeitsochsen, als ein schwarzer oder rothbrauner. Er ist schwächlicher und kränklicher als diese. Ein Schaf das kurze Beine, einen starken Hals, breiten Rücken und muntere Augen hat, ist ein gutes Zuchtschaf und bleibt gut bey der Heerde. Nun aber denke ich, wenn man bey den Thieren aus dem Aeusserlichen das Innere abnehmen kann, so sollte es bey dem Menschen auch wohl möglich seyn können." —

Diese so naive Stelle, wird die Realität der Thierphysiognomik bey meinen Lesern ver-

muthlich

muthlich außer allem Zweifel gesetzt haben. Zu wünschen wärs, daß dieselbe von einem großen Naturkündiger besonders bearbeitet würde, theils zu mannichfaltigem ökonomischen Nutzen, theils aber und vornehmlich zur Erweckung und Schärfung des physiognomischen Genies und Gefühls für Menschenphysiognomik. Lavater hat zwar in dem zweyten Bande seiner Fragmente einige Thierbildnisse aus dieser letzteren Absicht, fürtrefflich commentirt, auch der Affenphysiognomie ein eigenes Fragment gewidmet, ohne jedoch Menschenphysiognomik auf Thierphysiognomik zu bauen — aber schwerlich wird ein Naturkündiger dieser von ihm angebrochenen Bahn folgen, da sich der größte unter den jetzt lebenden, der Graf von Büffon so nachdrücklich gegen Physiognomik überhaupt erklärt hat, von welcher er jedoch so oft selbst in seinem Werke Gebrauch macht. —

Thierphysiognomik würde sich auf einen ungemein hohen Grad der Vollkommenheit und Zuverläßigkeit bringen lassen, wenn man sie noch mehr cultivirte. Ihrem Instinkt überlassen, widerstehen die Thiere dem Ausdruck nicht, den ihr Charakter in ihrer Physiognomie hervor-

hervorbringt. Sie stellen sich nicht freundlich, wenn sie zornig sind, nicht beherzt, wenn sie furchtsam sind, sie wenden keine Mühe an ihre Leidenschaften zu verbergen, sie lassen vielmehr denselben und allem Aeusserlichen, wodurch sie sich offenbahren, freyen Lauf. Muß aber nicht dadurch ihr Physiognomisches weit stärker ausgebildet, weit unterscheidbarer und bestimmter werden als beym Menschen? Dies lehrt auch die tägliche Erfahrung. Ein zornmüthiger Hund oder Stier, ein heimtückisches Pferd, läßt sich weit gewisser auf den ersten Anblick erkennen, als ein zornmüthiger oder heimtückischer Mensch. Und warum? — Aus keiner anderen Ursache, als weil der Mensch sich gar zu oft in solchen Situationen befindet, in welchen er genöthiget ist, den Ausdruck, welchen diese oder jene Leidenschaft auf seinem Gesicht machen würde, durch eine entgegengesetzte Bewegung der Muskeln zu zerstören, die Larve der Gleichgültigkeit oder wohl gar der Freundlichkeit vorzuhalten, und seine Physiognomie wider Willen in dieselbe zu formen, obgleich heftiges Zornfeuer in seinem Herzen lodert. Dadurch werden die Züge, welche diese oder jene Leidenschaft natürlicherweise verkündigen, gerade alsdann, wenn sie sich am stärksten ausbilden

den würden, verhindert sich zu fixiren. Sie müssen gleichsam in ihrer Geburt wieder sterben. Und daher kommts, daß die Thierphysiognomien weit ausdrucksvoller sind als die menschlichen.

Ferner ist der Charakter der Thiere weit einfacher als der Charakter der Menschen. — Dies gilt insbesondere von denjenigen, die sich selbst überlassen sind, und der natürlichen Freyheit genießen. So wie ein Individuum derselben lebt und handelt, eben so leben und handeln auch fast alle übrigen, die zum Geschlecht dieses Individuums gehören. Nur bey sehr wenigen ist der Instinkt anders modificirt. Aus dieser Ursache findet sich auch in ihren Physiognomien eine bewundernswürdige Gleichförmigkeit, zum augenscheinlichen Beweise wie parallel die Wirkungen des Inneren auf das Aeussere sind. Man wird Mühe haben z. E. zween Hirsche von gleichem Alter, die beyde ihr Geweih abgeworfen haben, an etwas anderem, als höchstens zufälligen Merkmalen zu unterscheiden. Wenn deswegen der Charakter auch nur eines einzigen Individuums von einer gewissen Thiergattung genau erforscht wird, so wird man denselben ohne Be-

denken jedem andern dazu gehörigen, wegen der Uebereinstimmung seines Aeusserlichen beylegen können. Aber wie wenig geht es beym Menschen an, von einem Individuo aufs andere einen solchen physiognomischen Schluß mit Gewisheit zu machen? —

Anders verhält es sich freylich mit solchen Thieren, die in einer näheren Verbindung mit dem Menschen stehen. Wie mannichfaltig ist nicht der Charakter der Pferde, der Hunde, der Katzen u. s. w. Aber wie mannichfach und unterscheidbarer sind nicht eben deswegen auch ihre Physiognomien? — Und doch ist bey dieser Mannichfaltigkeit noch unendlich mehr Einfachheit als beym Menschen. Dieser kann seinen Verstand und sein Herz auf tausenderley Art entwickeln, verbessern, verschlimmern, brauchen, mißbrauchen, und dadurch seiner Physiognomie tausenderley Formen geben, welches alles beym Thier wegfällt, das seinen einfachen Instinkt nicht nach Willkühr, sondern nur nach der Situation, in welcher es sich befindet, auf einerley Art verändern, und dadurch eine besondere von andern seines Gleichen unterschiedene Physiognomie erlangen kann. Wenn deswegen auch z. E. zween Hun-

de oder zwey Pferde in ihren Eigenschaften sowohl als in ihren Physiognomien sehr von einander unterschieden wären, so würde dieser Unterschied doch lange auf so vielen und so feinen Nüancen, (die öfters für den Physiognomen wichtiger sind als die stärksten Grundzüge,) nicht beruhen, als der äussere und innere Unterschied zweyer Menschen.

Endlich lassen sich die Thiere weit besser beobachten, um physiognomische Aphorismen von ihnen zu abstrahiren als die Menschen. — Diese Behauptung fließt ganz natürlich aus den vorhergehenden. Denn da ihre Physiognomien expressiver und verstellungsfreyer, da ihr Charakter einfacher und beständiger ist, so findet der Physiognom weit weniger Schwürigkeit die Data zu einer zuverläßigen Beurtheilung derselben nach ihrem Aeusseren; zu sammlen, und in ein gewisses System zu bringen. — Aber welcher Menschenbeobachter wird die äussere und innere Gestalt des Menschen systematisiren, und ohnfehlbare Urtheile auf seine Bemerkungen bauen können? — Welcher wird alle die geheimen Triebfedern zu entdecken im Stande seyn, welche all das mannichfaltige, sonderbare, und oft widersprechende im Men-

schencharakter bewürken? — Wer will das trotzige und zugleich verzagte menschliche Herz ergründen? -- Wer die ins unendlich abwechselnde Gradation von Genie und Geisteskräften erforschen? — Wer die Tausende von Millionen menschlicher Physiognomien klassificiren? — Doch Menschenphysiognomik — im höchsten Grad der Vollkommenheit — ist, wie wir anderswo umständlicher gesehen haben, Menschenwerk nicht. — Der größte Physiognom bleibt Stümper — kennt sich selbst nicht einmal von innen heraus — Um wieviel weniger seine Mitmenschen von aussen herein! —

Freylich wird auch zur Thierphysiognomik mehr gefodert als der Mensch leisten kann. Der vollkommenste Physiognom müßte zugleich der vollkommenste Naturkündiger seyn, und eins ist so wenig möglich als das andere. — Die meisten Thiere sind zu sehr vom Menschen abgesondert, als daß er ihr Aeusseres und Inneres seinen Beobachtungen unterwerfen könnte. Unterdessen thut dies der Brauchbarkeit, und dem Nutzen dieser Physiognomik weiter keinen Eintrag. Wenn wir nur diejenigen Thiere nach derselben genau zu beurtheilen wüßten, mit welchen wir in der nächsten Verbin-

bindung leben, die übrigen können uns eben so gleichgültig seyn, als uns in der Menschenphysiognomik Hottentotten und Otahaiten sind. Die guten oder schlechten Eigenschaften der Rennthiere und Cameele, offenbaren sich gewiß eben so sicher durch äussere Merkmale, als die der Pferde und Ochsen, allein wozu würde es uns nützen sie zu wissen, da uns diese Thiere unbrauchbar sind. — Unterdessen werden sich die Lappländer eben so gut auf die Beurtheilung jener und die Araber auf die Beurtheilung dieser nach ihrer Physiognomie verstehen, als unsere Viehhändler sich auf Pferde und Ochsen verstehen.

Genug also, daß die Thierphysiognomik überhaupt, möglich zuverläßig und nützlich ist. Genug, daß man über das Aeussere und Innere derer uns am meisten bekannten Thiere physiognomische Aphorismen gesammlet hat, die zum Theil völlig bewährt, zum Theil aber doch nicht ganz zu verwerfen sind. Genug, daß das Studium dieser Physiognomik ungleich leichter und gründlicher getrieben werden kann, als die Menschenbeurtheilung.

In wiefern es aber nun bey dieser zu statten kommen, und dieselbe unterstützen und

bekräftigen könne? — dieser wichtigen Untersuchung sey folgender eigener Abschnitt gewiedmet.

Fort=

Fortsetzung der Untersuchung über die Thierähnlichkeit.

Die Leichtigkeit und Zuverläßigkeit der Thierphysiognomik, gab den Menschen vielleicht zuerst den Gedanken zur Physiognomik ihrer selbst, ein. Man bemerkte, daß die Gesichts- und Körperbildungen der Menschen fast eben so einer großen Verschiedenheit unterworfen wären, als die thierischen Körperformen. Man wußte, daß die vernünftigen Bewohner dieser Welt, eben so mancherley höchst unterschiedene gute und schlimme innere Eigenschaften hätten, als die unvernünftigen.

Man entdeckte überdies, daß sowohl beym Menschen als beym Thier das Innere mit dem Aeusseren in einer bewundernswürdigen Harmonie stünde, welche auf einem gewissen unveränderlichen Naturgesetze beruhete. Was war also leichter als nach dieser so genauen Parallele, einen eben so glücklichen Fortgang zu vermuthen, wenn man die Kunst aus dem Aeusseren das Innere zu entdecken, auch auf den Menschen anwendete? —

Man fieng deswegen an das Menschenäussere mit seinem Inneren zu vergleichen. Man wollte eben solche physiognomische Aphorismen abstrahiren und festsetzen als bey den Thieren geschehen war. — Allein hier entdeckten sich unüberwindliche Schwürigkeiten. Es gieng hier nicht an, die Bemerkungen, die man bey dem einen Individuo gemacht hatte, so schlechthin auf das andere anzuwenden, wie dies nach dem vorigen Abschnitt bey Thieren angehet. Es war unmöglich, die menschlichen Gesichts- und Körperformen nebst den damit verbundenen Eigenschaften so in gewisse Classen zu bringen, wie man das Aeussere und Innere der Thiere klassificiren kann. Die Beurtheilung des Menschen wurde um desto schwerer und unsiche-

unsicherer, je mehr man dieselbe auf neue unmittelbare Beobachtungen bauen wollte. Je mehr man darinne gethan zu haben glaubte, desto mehr fand man noch zu thun übrig, und das Ende ließ sich nicht absehen.

Es war deswegen ganz natürlich, daß man, da man sich durch alle diese Schwürigkeiten nicht hindurch arbeiten konnte, auf eine vom Menschen unmittelbar abstrahirte Physiognomik, so zu sagen gänzlich Verzicht that, und darauf verfiel, selbst von der Thierphysiognomik bey seiner Beurtheilung Gebrauch zu machen. Dies war theils ein gebahnterer theils ein bequemerer Weg, auf welchem man seinen Endzweck am ersten zu erreichen glaubte. Man suchte deswegen alle die äusserlichen Physiognomieverschiedenheiten am Menschen auf, welche sich mit gewissen Thierformen vergleichen ließen. Man kam dadurch in Stand, ihn mit gewissen Thieren in eine Classe zu setzen, und ihm die Charaktere beyzulegen, die nach dem Ausspruch eines bewährten Aphorismen der Thierphysiognomik ein Eigenthum dieser Classe waren. Man konnte auf diese Art den Menschen so zu sagen syllogismisch physiognomisiren. Der Obersatz war ein

Aphorism der Thierphysiognomik, der die Verbindung eines gewissen Charakters mit einer gewissen Thierform anzeigte. Der Untersatz enthielt die am Menschen bemerkte Aehnlichkeit mit dieser Thierform, und der Schlußsatz sprach dann das physiognomische Urtheil. — Was wars also Wunder, daß man diese so bequeme und richtig scheinende Art zu physiognomisiren beybehielt, fest setzte, und sie nach und nach immer mehr und mehr erweiterte, dergestalt, daß Menschen- und Thierphysiognomik eben nicht sehr viel von einander unterschieden waren. —

Der erste Ursprung der wissenschaftlichen Physiognomik ist zwar in Nacht und Dunkel gehüllet — Aber wahrscheinlicherweise ists damit auf keine andere als auf die beschriebene Weise zugegangen. Man könnte dieses zum Ueberfluß aus den egyptischen Hieroglyphen, und vielleicht auch daraus beweisen, daß man von jeher den berüchtigten **Hermes Trismegist**, (den seyn sollenden Vater so vieler Wissenschaften, für welche man keinen andern als ihn, und in seiner Ermangelung den Noah oder Adam finden kann,) zu ihrem ersten Urheber gemacht hat. Die Bilderschrift setzte wenigstens excolirte Thierphysiognomik voraus,

da

da sie meist aus Thierfiguren bestund. Und da man, um z. E. einen Verstorbenen zu charakterisiren, sich dieser Bilderschrift bediente, mithin mancherley Thierformen zusammensetzte, wie man aus einigen Denkmälern sehen kann, die uns das graue Alterthum übrig gelassen hat, so ist die Anwendung dieser Physiognomik auf den Menschen daraus leicht zu schliessen. Eben die Eigenschaften, die denen Thieren der Bilderschrift zukamen, sollten in eins zusammengeschmolzen, den Charakter des Verstorbenen ausmachen. —

Es ist bekannt, daß die Griechen fast alle Künste und Wissenschaften, die bey ihnen in so großem Flor waren, zuerst von den Egyptern, freylich in einer noch sehr rohen Gestalt, erhalten haben. So empfiengen sie auch von ihnen die Physiognomik. — Diese Wissenschaft aber wurde von ihren Weltweisen gleich den andern, bald erweitert und verfeinert, so daß sie mit ihnen um die Wette blühete. Wenigstens läßt die Gewohnheit des Pythagoras und seiner Sekte, die aufzunehmenden Schüler nach dem Ausspruch der Physiognomik zu wählen, und aus ihren Gesichts- und Körperbildungen ihr Genie zur Philosophie und Mathematik vorher zu

zu erforschen, auf einen beträchtlichen Grad ihrer damaligen Vollkommenheit schließen. Selbst Zopyrs am Sokrates misrathene Physiognomisirung, die doch dieser große Weltweise, so nachtheilig sie ihm auch war, widerlegte, giebt einen Beweis hiervon ab. Nicht zu gedenken, daß sie Männer von ewigem Ansehen z. E. ein Plato, ein Hippokrates, ein Galen u. a. liebten und bearbeiteten. — Das größte Verdienst um sie hat freylich Aristoteles. Höchstwahrscheinlich hat er alles gesammlet, was bis auf seine Zeit zu ihrer Vervollkommnung war unternommen worden, und nur mit seinen Hypothesen, und neuen Beobachtungen durchwebt.

So wurde also, wie gesagt, aus Thierphysiognomik, Physiognomik des Menschen. Daher kams, daß sich diese letzte, sowohl beym Aristoteles als bey allen seinen Nachfolgern fast bis auf unsere Zeiten, immer nur auf Thierähnlichkeit, und einigen wenigen andern Grundsätzen, die wir bald kennen lernen wollen, herumdrehete. Hätte man sich nun um die richtige Vergleichung des Menschen mit den Thieren eben so große Mühe gegeben, als man sich um die Anwendung der Thierphysiognomik auf ihn Mühe gab, so würde man es in

der

der zuverläßigen Beurtheilung desselben, ohnstreitig weiter gebracht haben.

Läßt sich das Aeussere des Menschen, und in wiefern läßt es sich mit dem Aeusseren gewisser Thiere vergleichen? So lange diese Frage noch nicht mit Zuverläßigkeit entschieden ist, so lange bleibt die Anwendung der Thierphysiognomik auf ihn, noch immer sehr schwürig, wenn man auch diese als auf den höchsten Grad der Vollkommenheit gebracht voraussetzt.

Aristoteles nahm nur 27 Thiere an, mit welchen sich der Mensch vergleichen ließe. Er wählte dazu die bekanntesten, und mit dem Menschen am nächsten in Verbindung lebenden. Man siehet leicht, daß sich die Vergleichung weiter als auf diese Zahl ausdehnen lasse, ja er dehnte sie in einigen Aphorismen selbst weiter aus. Seine Nachfolger aber machten fast das ganze Thierreich zum Gegenstand ihrer Vergleichungen, obwohl nicht allemal mit gleichem Glück, doch mit gleichem Recht —

Da die Vergleichungen mehr ein Geschäft der Einbildungskraft und des Witzes, als der nachdenkenden Vernunft sind, so ist schon daraus abzunehmen, daß man ihnen eben so wenig Gränzen setzen könne, als man sie jenem

so

so fruchtbaren Seelenvermögen setzen kann. Dieses vermag auch die entferntesten Dinge zu vereinigen, und an den allerverschiedensten Aehnlichkeiten aufzusuchen. Es ist deswegen gar wohl möglich das Aeussere des Menschen, nicht allein mit dem Aeusseren aller Thiere, sondern auch mit allen zu dieser Körperwelt gehörigen Dingen, denen sich nur eine in die Sinne fallende Aussenseite zuschreiben lässet, zu vergleichen. — Was kann z. E. der Menschengestalt wohl unähnlicher seyn, als die am Gewölbe des Himmels, dem Anschein nach, so unordentlich zerstreuten Sterne? — Und doch hat die Einbildungskraft die meisten in solche Asterismen gebracht, die nicht undeutlich menschliche Figuren vorstellen, der thierischen und anderer zu geschweigen, womit sie den gestirnten Himmel besetzt hat.

So unzählbar nun aber auch die Vergleichungen sind, welche der Witz für das Menschenäussere in der Körperwelt aufspähen kann, so wenig berechtigen doch die meisten zu physiognomischen Urtheilen, wenn sie auch noch so unwillkührlich und ungezwungen, ja, so zu sagen, von der Natur selbst gemacht wären. So findet man z. E. groteske Felsenstücke, oder

aus

aus Tropfstein entstandene Figuren, welche einen Menschenkopf so natürlich vorstellen, daß man sie ehe für ein unvollendetes Werk eines Bildhauers, als für ein bloßes Spiel der Natur halten sollte — Aber würde sich nicht aller gesunde Menschenverstand dagegen empören, wenn man denjenigen, deren Physiognomien ohngefähr eine speciellere Aehnlichkeit mit einem solchen Steingesichte hätten, deswegen undurchdringliche Härte, Verstandeslosigkeit, Unempfindlichkeit, und dergleichen Eigenschaften, an welche man etwan durch die Association der Ideen beym Anblick des Steins erinnert werden möchte, beylegen, und wohl gar einen allgemeinen Aphorism auf die bemerkte Aehnlichkeit gründen wollte? — Nicht viel besser aber sind manche auf die Thierähnlichkeit gegründete Aphorismen, und nicht viel vernünftiger die physiognomische Urtheile, welche hinwiederum auf diese gegründet werden. Doch die Sache verdient noch eine genauere Untersuchung.

Es kann nicht geläugnet werden, daß der Mensch in seiner äusseren Gestalt gar vieles mit den Thieren gemein habe. Es lassen sich unzähliche Aehnlichkeiten äufsuchen, die auffallend und gegründet genug sind. Die Menschenbil-

dung

dung scheint nur aus lauter verädelten Zügen der Thierbildungen zusammengesetzt zu seyn. Insbesondere gilt dies vom menschlichen Kopf und Gesicht. In diesem ist gleichsam alles Leben und aller Ausdruck, dessen die animalische Materie fähig war, concentrirt. Man hat deswegen auch über dieses die meisten Vergleichungen aus dem Thierreiche gesammlet, deren Richtigkeit wir nun prüfen wollen.

Der menschliche Kopf hat dieses mit allen Thierköpfen von der Mücke bis zum Elephanten gemein, daß er der Sammelplatz der meisten und edelsten Organen der Sinnlichkeit ist. Aber bey einem jeden Thier sind diese Organe anders gestaltet, in einem andern Verhältniß, und der ganze Kopf ist nach einer andern Figur gebildet. Man kann folglich dreierley Arten von Vergleichungen des menschlichen Kopfs und Gesichtes mit Thierköpfen und Gesichtern anstellen, je nachdem man dabey entweder auf die einzelnen Organe, oder auf ihr Verhältniß unter einander, oder endlich auf die ganze Kopf- und Gesichtsform sein Augenmerk richtet.

So hat man, was das erste betrifft, z. E. die menschlichen Augen mit den Augen der Ochsen, der Esel, der Hirsche, Hasen, Katzen,

Füchse,

Füchse, Luchse, der Adler, der Falken, der Schlangen u. s. w. verglichen. So die Ohren insbesondere mit den Ohren der Esel und Affen. Die Nase mit den Nasen einiger vierfüßigen Thiere, mit den Schnäbeln der Vögel, u. s. w.

Alle diese Vergleichungen sind passend und nicht passend, je nachdem man viel oder wenig zur Aehnlichkeit fordert. Siehet man z. E. bey der Nase nur auf die Linie, nach welcher der Rücken derselben gekrümmet ist, so kann es Nasen geben, und es giebt deren wirklich, die dem Schnabel eines Geyers, Habichts, Raben u. s. f. vollkommen ähnlich sind. Aber sobald man hiervon abstrahirt, so höret auch die Aehnlichkeit auf, und man würde alsdann eben so viel Mühe haben, eine Nase mit einem solchen Schnabel, als mit dem Rüßel eines Elephanten zu vergleichen. Man würde vielmehr nur die größten Unähnlichkeiten und Verschiedenheiten bemerken, z. E. daß der Schnabel des Vogels mehr Mund als Nase sey, daß er den ganzen unteren Theil des Gesichtes beym Vogel ausmache, daß er oben am Kopf dick anfange und sich in einer Spitze endige, daß die Naslöcher ganz zu oberst und zwar durch die Seitenflächen desse ben hindurch gehen, daß die

Materie, woraus er bestehet, hornartig sey u. s. w. Wie wenig stimmt mit diesem allem eine Menschennase überein, und wie unschicklich ist nicht überhaupt die ganze Vergleichung, sobald man über den Punkt der Aehnlichkeit hinausgehet! —

Eben so verhält sichs mit den Augen. Allerdings kann man diese oder jene Menschenaugen ungemein treffend mit diesen oder jenen Thieraugen vergleichen. Die Ochsenaugen, Luchsaugen, Katzenaugen, Falken- Taubenaugen u. s. w. sind deswegen auch zu einem gemeinen physiognomischen Sprüchwort geworden. Aber man denke sich z. E. bey den sogenannten Ochsenaugen nur die übermäßige Grösse hinweg, so werden dieselbe den Augen der Ochsen gerade eben so ähnlich, als den Augen der Luchse und Katzen seyn —

Man vergleicht Ohren, die die gewöhnliche Größe um etwas übertreffen, mit den Ohren der Esel. Warum nicht auch mit den Ohren der Schweine, der Haasen, der Maulthiere und des Rindviehes, die fast alle von einerley Größe sind? —

So gegründet also auch die Einbildungskraft die Vergleichungen einzelner menschlicher Gesichts- und Kopftheile, mit den Gesichts-

und

und Kopftheilen gewisser Thiere finden mag, so viel hat doch die kaltprüfende Vernunft dagegen einzuwenden, wenn sie Aehnlichkeiten und Unähnlichkeiten gegen einander abwiegt, und die Schale der Unähnlichkeiten meistentheils sinken siehet. —

In den Vergleichungen, welche nach dem Verhältniß der Gesichts- und Kopftheile angestellet werden, liegt schon mehr Wahrheit. Die menschliche und thierische Physiognomie unterscheidet sich fürnehmlich durch das Verhältniß derselben, wenn auch übrigens die Theile selbst beyderseits vollkommen ähnlich wären. Denjenigen von meinen Lesern, welche keine Kenner der Zeichenkunst sind, zu Gefallen, will ich dieses etwas genauer detailliren.

Wenn man beym menschlichen Gesicht die Länge der Nase zum Maaßstab nimmt, und diese Länge wieder in drey gleiche Theile eintheilet, so enthält das Gesicht drey solcher Nasenlängen, und noch zwey Drittel. Diese zwey Drittel werden auf den Haarwachs, von der Stirne bis zur Höhe des Scheitels gerechnet. Die Höhe der Stirne vom Haarwachs an, bis auf die Linie, welche man durch die Augbraunen ziehet, beträgt bey den meisten Men-

schen vollkommen eine Nasenlänge. Eben so der untere Theil des Gesichtes vom Ende der Nase bis zu Ende des Kinns. Der Mund ist um ein Drittel von der Nase entfernt, und zwey Drittel lang. Von der Mittellinie des Mundes bis zum Anfang des Kinns rechnet man ein Drittel, und so lang wird auch das Kinn selbst angenommen. Wenn man die Nase in vier gleiche Theile eintheilet, und durch den Theilpunkt, welcher das oberste Viertel abschneidet, eine gerade Linie ziehet, die auf der Mittellinie des Gesichts perpendikular stehet, so wird diese Linie durch die Mitte der Augen gehen. Die Entfernung der beyden Augen beträgt ein Drittel der Nase, eben so lang ist auch jedes Auge, und folglich einer halben Mundlänge gleich. Die Ohren stehen eben so hoch als die Nase, sind eine ganze Nasenlänge lang, und eine halbe breit. Der Hals ist zwey Nasenlängen breit. Vom Ende des Kinns bis zum Halsgrübchen rechnet man eine ganze Nasenlänge und ein Drittel, u. s. w.

Bey den Thieren hingegen, schon bey den vierfüßigen, ich will der Vögel und anderer gar nicht einmal gedenken, sind die Gesichtstheile nach einem Verhältniß geordnet, das von

diesem himmelweit verschieden ist, und zwar bey jeder Thiergattung nach einem andern und eigenen. Man würde vielleicht nicht zu Ende kommen, wenn man das Verhältniß bey einer jeden insbesondere ausmessen und angeben wollte. Doch kommen die meisten darinnen überein, daß ihnen der untere Gesichtstheil fast gänzlich mangelt, und also das Ende der Nase zugleich auch das Ende ihres Gesichts ist. Daß ihre Augen, in Vergleichung gegen die menschlichen, ungeheuer weit voneinander stehen. Daß die Linie, welche man der Länge nach durch die Mitte derselben auf die Mittellinie des Gesichts ziehet, nicht auf dieser lezteren perpendikular stehet, sondern sogar bey einigen Thieren mit ihr parallel läuft. Daß die Ohren nicht in gleicher Höhe mit der Nase, sondern weit höher und ganz zu öberst am Kopf stehen, u. s. w.

Wenn deswegen in einem menschlichen Gesicht solche thierische Verhältnisse, oder in einem Thierkopf menschliche Verhältnisse bemerkt werden, so wird beyderseits eine Aehnlichkeit entstehen, die sehr auffallend seyn wird.

So siehet man öfters Menschen, die sehr viel thierisches in ihrer Physiognomie haben,

ohnerachtet ihre einzelne Gesichtstheile ganz menschlich sind. — Wenn man sie genauer betrachtet, so findet man den Sitz des Thierischen in nichts anderm, als in dem gleichsam verschobenen Verhältnisse. Die Augen stehen z. E. zu weit von einander, ihre Mittellinien machen keinen rechten Winkel mit der Mittellinie des ganzen Gesichts; die Stirne ist zu kurz, der Untertheil des Gesichts ist in Vergleichung mit den andern viel zu klein, der Mund ist größer als zwey Drittel, die Nase ist viel zu lang und zu breit, die Ohren stehen zu hoch, u. s. w.

Eben so liegt die Ursache, in dem mehr menschlich geordneten Verhältnisse, daß die Physiognomien gewisser Thiere, z. E. der Affen, der Löwen, Tiger, Katzen u. s. w. näher an die menschliche gränzen, als die Physiognomien der meisten andern. Nämlich alle diejenigen Thiere, deren Augen z. E. näher zusammen geruckt, deren Nase kürzer, deren Gesichtsuntertheil größer ist, als es nach dem gewöhnlichen Thierverhältnisse seyn sollte, sehen mehr menschlich aus.

Dies alles kann man auch durch die Zeichnung aufs augenscheinlichste erweisen. Man

entwerfe

entwerfe die Proportion eines menschlichen und eines thierischen Gesichtes. Aber anstatt der menschlichen Gesichtstheile, setze man nach jener thierische, und anstatt der thierischen, setze man nach dieser menschliche Gesichtstheile zusammen. Wenn man nun beyde gehörig zeichnet, so wird man mit Verwunderung bey der menschlichen Proportion eine menschliche, und bey der thierischen eine thierische Physiognomie entstehen sehen, zum ohnläugbaren Beweis, wie gar ungemein viel mehr es bey der physiognomischen Aehnlichkeit, auf Gleichheit der Verhältnisse, als auf die Formen und Gesichtstheile selbst ankomme, wie auch bereits im ersten Theil dieses Cabinets erwiesen worden.

Was endlich die mancherley Vergleichungen, die man über die menschliche Kopf- und Gesichtsform überhaupt anstellen kann, betrifft, so gehet es damit fast eben so, als mit den einzelnen Gesichtstheilen. Man kann z. E. einen nach Proportion des ganzen Körpers zu großen Kopf, mit einem Ochsen oder Eselskopf vergleichen, eben so einen zu kleinen mit einem Vogelskopf u. s. w. aber was hat er ausserdem für Aehnlichkeit damit, die zu einer wahren physiognomischen Vergleichung berechtigen könnte? —

Der menschliche Kopf unterscheidet sich hauptsächlich dadurch von den meisten Thierköpfen, daß er mehr sphärisch gebildet ist, da sich im Gegentheil diese der conischen Gestalt mehr nähern. Wenn man auch nun zuweilen Menschenköpfe findet, die mehr conisch als sphärisch sind, so kann man ihnen um deswillen doch noch keine thierische Physiognomie zuschreiben, da diese, wie wir wissen, nur aus der Zusammenstimmung der einzelnen Physiognomietheile entstehet. Man würde sonst auch denen Thieren, welche kugelähnliche Köpfe haben, wie z. E. den meisten Insekten eine menschliche Physiognomie zuschreiben müssen, welches doch noch keiner derer Physiognomen, die auf Thierähnlichkeit bauen, gethan hat.

Aus allem diesem erhellet nun, wie ich hoffe, deutlich genug, daß, wenn sich auch diese oder jene Vergleichungen der Menschenbildung und ihrer Theile mit gewissen Thierbildungen, in etwa rechtfertigen ließen, man doch niemals ganz damit zufrieden seyn könne. Aus einem Gesichtspunkt kann der Witz die vollkommenste Aehnlichkeit wahrnehmen, und aus hundert andern wird er unzählige Unähnlichkeiten entdecken. Die Sache darf keines weiteren Beweises. —

Das aber kann man immerhin zugeben, daß das Menschenäussere mit gewissen Thierformen am allerpassendsten unter allen körperlichen Dingen dieser Welt verglichen werden kann. Wenn man die Aehnlichkeiten nach gewissen Graden abmäße, und gleichsam eine Scale davon construirte, so würde das Thierreich, insbesondere das Geschlecht der vierfüßigen Thiere, den höchsten Grad vorstellen. Dieser Grad könnte wieder in gewisse Minuten eingetheilt werden, und die höchste Minute würde man ohnstreitig dem Affen zueignen müssen. — In so fern also ist wohl die Thierähnlichkeit gegründet genug.

Aber die Hauptsache bey der Vergleichung des Menschen mit den Thieren ist und bleibt doch immer das Total der Physiognomie, ohne aufs Detail zu sehen. So wie das Wesen aller Körper, und ihre in die Sinnen fallende Figur, nur aus der Art der Zusammensetzung ihrer einzelnen Theile entstehet, so wie man aus den allerverschiedensten Bestandtheilen ähnliche Körper zusammensetzen kann, so verhält es sich auch mit der Aussenseite des Menschen und der Thiere. Es kann zwischen beyden eine große Aehnlichkeit statt finden, und nichts desto weniger können die zusammensetzenden Theile,

auf beyden Seiten gar sehr verschieden seyn. So habe ich z. E. zu Anfang des vorigen Abschnitts, den Menschen- und Affenkopf abgezeichnet, welche Porta mit einander vergleicht. Man wird in beyder Physiognomie eine pikante Uebereinstimmung finden. Aber diese beruhet nicht in der Aehnlichkeit der einzelnen Theile, ob es gleich nach Portas Meinung so seyn soll. Der Augenschein lehret, daß alle die Aehnlichkeiten, die man etwa zwischen denselben entdecken möchte, durch eine Menge Unähnlichkeiten überwogen werden. Man vergleiche Kopfform mit Kopfform, Stirne mit Stirne, Augen mit Augen, Nase mit Nase, Mund mit Mund, Kinn mit Kinn, Hals mit Hals u. s. w. um sich hiervon zu überzeugen.

So beruhet auch die physiognomische Aehnlichkeit schon unter den Menschen blos vor sich betrachtet, mehr auf dem physiognomischen Total, als auf dem Detail.

Alle Gesichter einer Nation haben eine gewisse physiognomische Aehnlichkeit. Man unterscheidet sehr leicht z. E. den Engländer vom Deutschen und Franzosen. Aber kommt dies daher, weil alle Engländer etwan einerley Kopfform, einerley Stirnen, Augen, Nasen, Mäuler u. s. w. haben? — Weit gefehlt! ihre

indivi-

individuellen Physiognomien sind eben so sehr verschieden als bey jeder andern Nation.

Was ist auffallender als das jüdische in einem Judengesicht — Aber mit welchem einzelnen allen Juden gemeinen Physiognomietheil ist dieses so frappante physiognomische verbunden? — Man hat denselben noch nicht entdecken und mit Gewißheit auszeichnen können — Man wird ihn auch niemals entdecken und auszeichnen, weil er nicht vorhanden ist. Das jüdische in der Physiognomie entstehet nur aus einer gewissen Zusammenstimmung der Gesichtstheile, sonst müßten diese von den Gesichtstheilen aller anderer Menschen eben so verschieden seyn, als ihr Total davon verschieden ist, und sie müßten unter einander eben so einerley seyn, als dieses einerley ist; welchem doch die Erfahrung widerspricht. Wenn man deswegen zuweilen Menschen, die keine Juden sind, antrifft, deren Physiognomieton in den jüdischen übergränzt, so wird man vergeblich z. E. ihre Augen oder Nasen, mit Juden-Augen oder Nasen vergleichen, um den Sitz des Physiognomischen zu entdecken. —

Auf eben die Art nun kann es Menschen geben, und es giebt deren wirklich viele, welche in ihrer Physiognomie mit den Thieren fast

näher als mit dem Menschen verwandt sind, ohnerachtet man ihren einzelnen Gesichtszügen keine Schuld deswegen beymessen kann. Ich will mich jetzt nicht auf die ungesitteten Bewohner der entferntesten Küsten anderer Welttheile, deren Physiognomien vielleicht nur dem Seefahrer interessant sind, berufen, deren Aeusseres von dem gewöhnlichen Menschenäusseren so weit abstehen soll, daß ein Orang Outang ihnen den Vorzug streitig macht, ohnerachtet ihnen kein menschlicher Grundzug mangelt. — Die Thierähnlichkeit ist unter uns nicht so selten, und besonders unter der Classe von Menschen, deren Bestimmung es ist, andern nur durch den Gebrauch der Kräfte ihres Körpers nützlich zu werden.

Diese im Total der Physiognomie anzutreffende Thierähnlichkeit nun, kann man in die generelle und specielle eintheilen.

Die generelle bestehet überhaupt in einem thierischen Physiognomieton, der, wo nicht allen, doch den meisten, Thieren gemein, jedoch aber keinem besonders eigen ist.

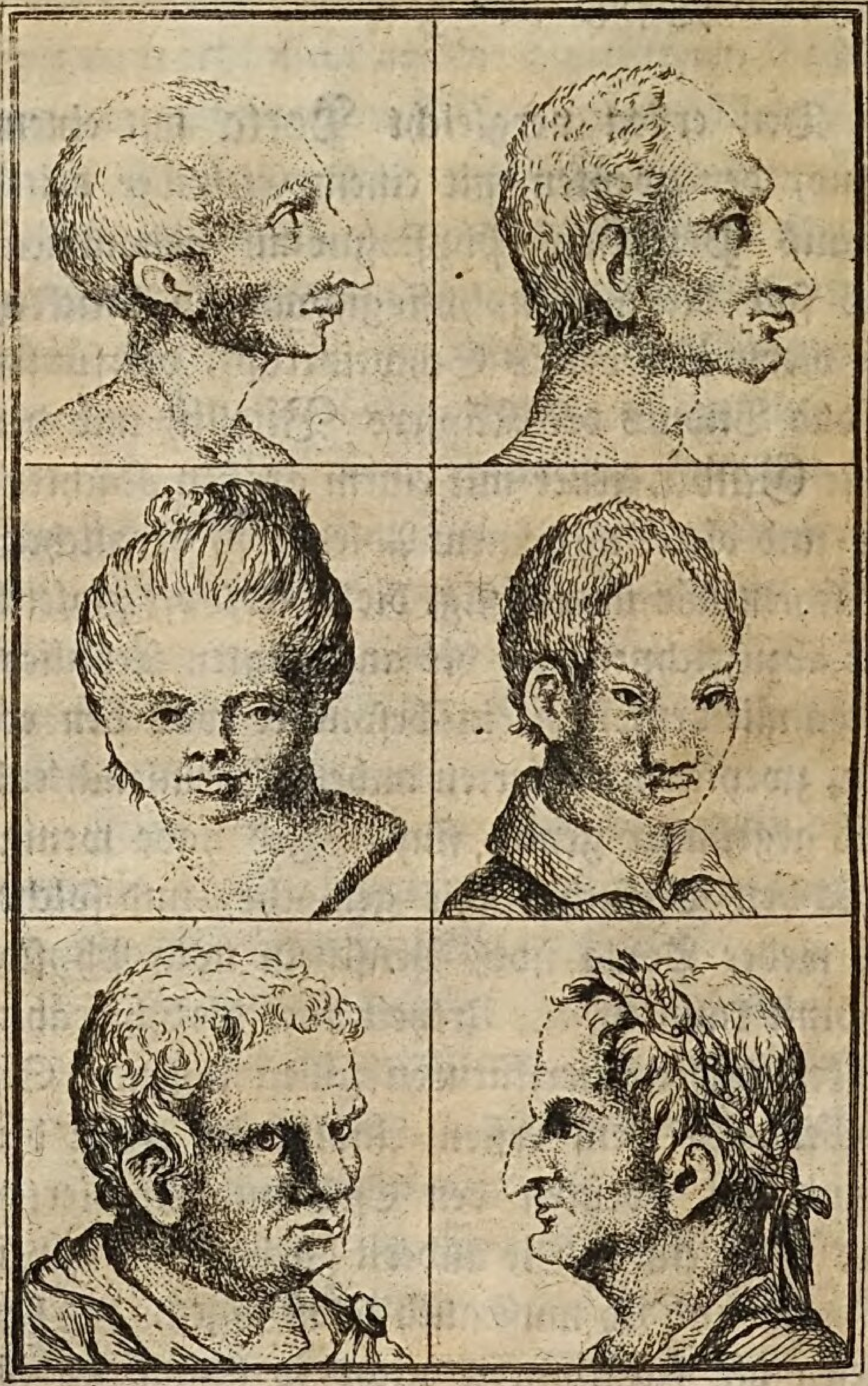
Die specielle im Gegentheil gründet sich auf die Uebereinstimmung mit dem Total der Physiognomie dieses oder jenen Thiers z. E. eines Hundes, einer Katze u. s. w.

Beispiele

Beispiele dieser lezteren mögen die sechs Köpfe seyn, welche dem Beschluß dieses Abschnitts beygefügt sind.

Den ersten vergleicht Porta mit einem Hund, den zweyten mit einem Esel, der dritte ist aus Peuschels Physiognomik genommen, und soll die Katzenphysiognomie ausdrucken, der vierte ist Porta's Schweinekopf, der fünfte ist das Bildnis des Käysers Vitellii, und der letzte Galbå, jener mit einem großen Nachteulen- und dieser mit einem Adlerskopf verglichen. Es schien mir überflüßig, die Thierköpfe zugleich mit abzuzeichnen, da die angezeigten Aehnlichkeiten mit denselben, insbesondere was den ersten, zweyten und vierten anbetrifft, einleuchtend und gegründet genug sind. Ich habe wenigstens den Versuch damit gemacht, und solche, die weder Porta noch Peuscheln noch Physiognomik kannten, ihr Urtheil über die Thierähnlichkeit dieser Carrikaturen fällen lassen. Sie fanden auf dem ersten Anblick im ersten den Hund, im zweyten den Esel, und im vierten das Schwein. Die andern blieben ihnen zweifelhaft, und ich muß auch selbst sagen, daß bey diesen die Aehnlichkeit nicht so auffallend ist, sondern wie die meisten Vergleichungen Porta's

und Peuschels schon etwas mehr Anstrengung der Einbildungskraft erfodert.



Beschluß der Untersuchungen über die Thierähnlichkeit.

Es ist noch nicht so die Folge, wie es nach dem physiognomischen Syllogism die Folge zu seyn scheint, daß wenn man dem Menschen diese oder jene thierische Formen zuschreiben kann, man ihm auch die Eigenschaften der Thiere, welchen diese Formen eigenthümlich zukommen, zuschreiben könne —

Selbst Aristoteles mißbilligt dies. „Es ist thöricht gehandelt, sagt er, wenn man auf einzelen Thierformen bauen und den Menschen darnach beurtheilen will. Man muß vielmehr eine Menge derselben sammlen, und sie wohlbedächtlich auswählen und prüfen, wenn das darauf gegründete physiognomische Urtheil wahrscheinlich und in einem gewissen Grade zuverläßig werden soll —"

Wir wollen uns nicht darauf berufen, daß, wie wir im vorigen Abschnitte erwiesen haben, die partiale Aehnlichkeit des Menschen mit gewissen Thieren sehr willkührlich und schwankend sey. Wir wollen sie vielmehr als völlig gegründet annehmen. Wir wollen setzen, daß es Menschen gebe, die z. E. vollkommen den Kopf eines Ochsen, die breite viereckte Stirne eines Löwen, die kleinen Augen eines Affen, die lang gekrümmte Nase eines Raben, die dünnen Lippen eines Hundes, die Ohren eines Esels hätten, u. s. w.

Was würde nun entstehen, wenn man die Eigenschaften, von denen diese Thierformen Zeichen seyn sollen, eben so zusammensetzte, wie die Formen etwan in einer individuellen menschlichen Physiognomie zusammengesetzt seyn möchten?

Würde

Würde man alsdann nicht behaupten müssen, daß es Menschen gebe, die z. E. zugleich beherzt und zugleich furchtsam, zugleich großmüthig und zugleich heimtückisch, eben so dumm als verständig, eben so träg als arbeitsam wären, u. s. w.? —

In der That entstehen unzählige Widersprüche, wenn man von den Aphorismen, welche auf partialer Thierähnlichkeit beruhen, so schlechthin Gebrauch macht. Man physiognomisirt den Menschen, welchen man darnach beurtheilen will, zu einem Unding —

Aber was noch mehr. Selbst die thierischen Formen verstatten, einzeln betrachtet, nicht einmal bey Thieren zuverläßige physiognomische Urtheile, geschweige dann beym Menschen. Ein Thier, es sey auch, welches es wolle, ließe sich ohnstreitig weit treffender mit jedem andern vergleichen, als der Mensch. Und doch lehret die Erfahrung, daß die Aehnlichkeit einzelner Theile noch darum keine Gleichheit der Eigenschaften bewürke. Z. E. die Ohren eines Hasen sind den Ohren eines Esels ähnlicher, als die größten Ohren, die man jemals an einem menschlichen Kopf, wäre es auch der Kopf einer Mißgeburt, bemerken wird.

Ist aber darum der Hase so träge, so geduldig, so tölpelisch u. s. w. als der Esel, weil seine Ohren den Ohren jenes so vollkommen ähnlich sind? —

Da also schon bey vorausgesetzter vollkommener Aehnlichkeit einzelner Physiognomietheile noch keine darauf gebauete physiognomische Urtheile begünstiget werden, um wie viel weniger muß es dann denselben an Richtigkeit und Zuverläßigkeit mangeln, da gegen diese Aehnlichkeit selbst, wie im vorigen Abschnitte ausgeführet worden, noch so gar vieles zu erinnern ist —

Lasset uns hieraus den Schluß ziehen, daß man bey dem physiognomischen Total stehen bleiben müsse, wenn man von der Thierähnlichkeit in der Physiognomik einen sicheren Gebrauch machen will.

Es ist wohl gegründet genug, daß, wenn man den Thieren, deren Physiognomie sich der menschlichen nähert, auch mehr menschliche Eigenschaften zuschreiben kann, als andern, deren Physiognomie weiter von der menschlichen absteht, man auch umgekehrt, denjenigen Menschen, deren Physiognomie näher an die thierische gränzt, mehr Thiereigenschaften zueignen könne, als andern, die mit Thieren gar keine

Aehnlichkeit haben. Auf diesen Grundsatz kann man mit desto größerer Gewißheit bauen, da er durch die Analogie der ganzen Natur und durch die tägliche Erfahrung bestätiget wird.

Umsonst gab die Natur dem Menschen keine so ädele, und dem Thier keine so unädele Physiognomie. Das Aeussere sollte bey jedem aufs genaueste mit dem Inneren harmoniren. Der Mensch sollte das Thier eben so an Adel des Leibes, als an Adel der Seele, übertreffen. Weil sie aber in ihren Werken keinen Sprung thut, so hat sie zwischen dem höchsten Grad menschlicher äusserer und innerer Vollkommenheit, und zwischen dem tiefsten Grad thierischer äusserer und innerer Unvollkommenheit, so viele Mittelgrade geordnet, als in diesem Weltzusammenhange möglich waren. Diese Mittelgrade nun müssen, wenn die Natur sich nicht selbst zuwider handeln soll, eben so harmonisch seyn, als der höchste und niedrigste.

Die größte Anzahl dieser Mittelgrade fällt nun freylich ins Thierreich, aber es müssen deren doch noch so viele für den Menschen selbst übrig bleiben, als der Unterschied seiner äusseren und inneren Vollkommenheiten mannigfaltig ist.

Fließt es aber hieraus nicht offenbar, daß die inneren Eigenschaften eines individuellen Menschen, um desto minder ädel seyn müssen, je mehr sein Aeusseres nach dem Thierreiche hin Nůance ist? — Wer diesem Satze widersprechen will, der muß behaupten, daß nichts in der Natur harmonisch und nach Verhältnissen geordnet sey, — daß sich jede Seele für jeden Körper, und jeder Körper für jede Seele schicke — daß überhaupt gar keine Uebereinstimmung des Inneren mit dem Aeusseren weder beym Thier noch beym Menschen statt finde. —

Die Vorzüge des Menschen, welche seinen Adel für dem Thierreiche ausmachen, fließen alle in dem freyen und völligen Gebrauch seiner Vernuuft zusammen. Darum gab ihm der Schöpfer auch einen solchen Leib, der zu unzähligen Verrichtungen geschickt ist, und alle die mannigfaltigen Befehle der Vernunft ins Werk richten kann.

Der größte Unterschied des Thiers vom Menschen, ist nicht allein der Mangel der Vernunft, sondern auch die bloße einförmige Befolgung seines Instinkts. Aber eben darum ist auch sein Körperbau so einförmig — eben darum sind seine Glieder so wenig zu zusammen-

gesetzten

gesetzten und überlegten Handlungen eingerichtet.

Man kann es deswegen als einen sicheren und bewährten physiognomischen Grundsatz annehmen, daß je thierischer ein gewisses Menschenäussere ist, um desto gewisser läßt es auf einen geringeren Grad der Vernunft, wenigstens auf eine mindere Uebung und Vervollkommung derselben, und im Gegentheil auf einen desto höhern Grad der Sinnlichkeit, und auf noch manche andere Thiereigenschaften schließen, die sich hieraus entwickeln lassen.

Eben dies bestätiget die Erfahrung. So ist z. E. das Aeussere der Wahnwitzigen auffallend thierisch, und es wird dies um desto mehr, und entfernt sich von dem menschlichen um desto weiter, je tiefer der Grad ihres Elendes ist.

Eben so wird man bey allen Dummköpfen Thierähnlichkeit bemerken — nicht immer in den einzelnen Physiognomietheilen — nicht etwan in der dicken unförmlichen Nase, in den aufgeworfenen Lippen, in den großen starren Augen, in der ungeheuren Kopfform u. s. w. — nein, sondern vielmehr im ganzen Physiognomieton. Dieser ist bey ihnen so unbeugsam, so rüde, so plump, kurz, so vollkommen der

Physiognomieton der Thiere, daß ihn auch ein ungeübtes physiognomisches Gefühl nicht leicht verkennen kann.

Noch weiter bemerkt man eine gewisse Art von Thierähnlichkeit an solchen Menschen, die nicht fähig sind ihre Leidenschaften im Zaum zu halten. Ein Zornmüthiger, ein Wollüstling u. d. gl. sinken, wie die tägliche Erfahrung lehret, zu einem sehr tiefen Grad des inneren und äusseren Thierischen in dem Maaße herab, in welchem sie sich dem Strom ihrer Leidenschaften überlassen.

Endlich findet man die Thierähnlichkeit am meisten bey derjenigen Classe der Menschen, welche Geist und Herz am wenigsten cultivirt, und sich dem Ausbruche der Leidenschaften nur selten widersetzt, bey solchen, die so zu sagen mehr nach dem Instinkt gleich den Thieren, als nach der Vernunft gleich Menschen leben. So siehet man z. E. Bauern, Matrosen u. s. w. welche so thierisch aussehen, daß man vor ihnen zurückschaudert, und sich nicht irret, wenn man ihrem Inneren eine vollkommene Uebereinstimmung mit ihrem Aeusseren zuschreibet.

Dies sind Beweise genug für die Realität der Physiognomik, die sich auf generelle Thierähnlichkeit gründet. — Aber auch auf

die specielle kann sie zuweilen mit Sicherheit bauen, ohne jedoch zu den einzelnen Physiognomietheilen ihre Zuflucht zu nehmen.

Es kommen oft solche menschliche Physiognomien vor, wie auch schon im vorigen Abschnitte angemerkt worden, die mit dem Physiognomieton dieses oder jenes Thiers gleichsam tingirt sind. So siehet man z. E. Menschen, die vollkommen die Physiognomie eines Esels, eines Hundes, eines Hasen, einer Katze u. s. w. haben, ohnerachtet man keinen ihrer Gesichtstheile, mit den Gesichtstheilen dieser Thiere vergleichen kann.

Gemeiniglich stimmt ihr Charakter eben so vollkommen mit den Eigenschaften solcher Thiere, denen sie ähnlich sind, überein, als ihr Aeusseres damit übereinstimmet. Wer wird z. E. von einem Menschen mit einer Eselsphysiognomie große Politesse, oder von einem mit einer Hundephysiognomie große Verträglichkeit erwarten, wer wird bey der Hasenphysiognomie Ernsthaftigkeit, oder bey der Katzenphysiognomie Aufrichtigkeit vermuthen? —

Eigentlich ists nun wohl nicht die bloße Thierähnlichkeit, die uns zu solchen physiognomischen Urtheilen berechtiget, sondern vielmehr eine sehr oft von uns, ob wohl ohne unser

Wissen bemerkte Uebereinstimmung der Natur. Diese hat für jeden Charakter einen besonderen Physiognomieausdruck festgesetzt, der nur nach der Verschiedenheit der Subjekte anders modificirt ist. Bey dem Thier ist er am stärksten und deutlichsten, wie im ersten Abschnitt gezeigt worden. Daher kommts, daß wir die specielle Thierähnlichkeit gleichsam zum Maaßstab annehmen, um die Stärke, womit sich ein gewisser Charakter in der menschlichen Physiognomie ausdruckt, darnach zu beurtheilen.

So hat die Natur z. E. zum Ausdruck der Plumpheit, Dummheit, Grobheit, Ungeschliffenheit, und anderer diesen ähnlicher Charaktere, starke grobe unbeugsame Züge, und einen starren düsteren rauhen Physiognomieton gewählt, der allen Subjekten, denen die genannten Charaktere eigenthümlich sind, gemein ist. Wir haben diese Uebereinstimmung eines unverfeinerten Aeusseren mit einem unverfeinerten Inneren gar oft wahrgenommen, so daß in unserer Seele auch deswegen unvermerkt ein physiognomischer Grundsatz entstanden ist, nach welchem wir, ohne daß wir es kaum selbst gewahr werden, täglich urtheilen. Weil wir aber zu sehr an das Sinnliche gewöhnt sind, so suchen

wir uns zu unseren Beurtheilungen nach den physiognomischen Idealen, die sich unsere Seele nach und nach gesammlet hat, Modelle auf. Und wo finden wir diese besser als im Thierreich? — Deswegen hat den Esel das Schicksal getroffen, das physiognomische Modell der Plumpheit, Trägheit, Dummheit u. s. w. zu seyn, weil sein Aeusseres diese Charaktere am deutlichsten, einförmigsten und sichersten ausdruckt. Aus eben der Ursache mußte der Hund das Sinnbild der Zanksucht, der Wachsamkeit, des Genies, der Hase der Furchtsamkeit und Poßierlichkeit, die Katze der feinen Verstellung des heimtückischen Auflaurens seyn u. s. w.

Es liegt also in specieller Thierähnlichkeit ungemein viel wahres und zuverläßiges. Aber nur ein sehr geübtes physiognomisches Gefühl vermag davon einen sicheren Gebrauch zu machen. Denn so leicht es ist, die generelle Thierähnlichkeit einer menschlichen Physiognomie zu bemerken, und dieselbe darnach zu beurtheilen, so schwer ist es im Gegentheil, die specielle Gewißheit zu erkennen, und physiognomische Urtheile darauf zu bauen. Man wird tausend Menschengesichter betrachten, und kein einziges mit einer gewissen Thiergattung zu vergleichen

 wissen.

wissen. Im Gegentheil wird man unter zehen Gesichtern bald eine Rangordnung nach der generellen Thierähnlichkeit treffen können, je nachdem nämlich ihre Physiognomietöne feiner oder gröber gestimmt sind.

Nach der Aphorismen-Physiognomik wäre es freylich leichter nach specieller Thierähnlichkeit zu urtheilen. Man dürfte nämlich nur die einzelnen Theile einer Physiognomie, z. E. die Augen, Nase, Mund u. s. w. aufmerksam betrachten, mit den Theilen der Physiognomien gewisser Thiere vergleichen, und die Urtheile nach Maaßgab dieser Vergleichung einrichten. — Allein wir haben schon gesehen, wie abgeschmackt und trüglich eine solche Physiognomisirung sey. Hierzu würde überdies gar kein physiognomisches Genie und Gefühl erfodert werden. Ein jeder der zur Physiognomik eben so wenig Geschick, als ein Tauber zur Tonkunst, oder als ein Blinder zur Malerey hätte, würde durch den Gebrauch irgend eines vollständigen auf Thierähnlichkeit gebauten physiognomischen Buchs, z. E. des Ottos, Johannis ab Indagine, Wilhelm Gratarols, Porta's, Parsons, Peuschels u. d. gl. das er beym Physiognomisiren gleichsam als ein

Lexicon

Lexicon gebrauchte, zu einem vollkommenen Physiognom werden. — Wehe dann allen Vernünftigen und Rechtschaffenen, die etwan weit aus dem Kopf hervorstehende Augen, eine unförmliche Nase, überhangende Oberlippen und dergleichen Physiognomietheile haben, zwischen welchen, und den Physiognomietheilen gewisser verrufener Thiere, sich etwan eine Aehnlichkeit aufsuchen ließe, und wohl allen Dummköpfen und Bösewichtern, deren Gesichtstheile regelmäßig geformt, und den Gesichtstheilen belobter Thiere ähnlich sind! —

Doch wollen wir den Gebrauch der älteren physiognomischen Schriften, so vollgepfropft sie auch von Aphorismen, die auf partialer Thierähnlichkeit beruhen, seyn mögen, nicht gänzlich verwerfen. Ihr Studium wird dem angehenden Physiognomen, der Genie und Gefühl zur Physiognomik mit kaltprüfender gesunder Vernunft regiert und mäßigt, immer eine sehr lehrreiche Schule seyn. Er muß aber bey diesem Geschäft nicht das Buch mit dem Menschen, sondern er muß umgekehrt den Menschen mit dem Buche vergleichen. Das heißt, er muß es nicht in einem fort durchlesen, und die physiognomischen Urtheile, die ihm darinnen

auf-

aufstoßen und ihn frappiren, diesem oder jenem Menschen aufpassen — Dies würde ihn verleiten, viele Aphorismen für wahr zu halten, die doch in der That falsch sind; weil unter der Menge Menschen, die man kennet, und an deren Aeusseres man sich bey Durchlesung einer physiognomischen Schrift erinnert, allemal gewiß einer ist, auf welchen dies oder jenes Urtheil passet. — Nein, sondern er muß einzelne Menschen, deren Charaktere ihm genau bekannt sind, vor sich nehmen, und deren Aeusseres stükweise nachschlagen. Auf diese Art wird das Studium der Physiognomik nach solchen Schriften nicht allein kürzer, leichter und angenehmer, sondern auch gewisser und berichtigter, indem die unmittelbare Erfahrung das Falsche sogleich widerlegt. Ueberdies bilden und berichtigen sich, wenn man nach dieser Methode fleißig studieret, die physiognomischen Ideale, welche, wie wir mehrmals erwiesen haben, die Hauptsache bey einer zuverläßigen physiognomischen Beurtheilung sind.

Zu einem solchen Studio nun, wüßte ich keinen besseren Schriftsteller anzupreisen als den Porta. Sein Buch *de humana Physiognomia* ist unstreitig unter allen älteren, (fast möchte

möchte ich sagen auch neueren,) physiognomischen Schriften eins der vorzüglichsten. Mit ungemeiner Gelehrsamkeit hat er alle Physiognomen vor ihm ausgeschrieben, und die meisten nach ihm haben ihn hinwiederum ausgeschrieben. Man findet bey ihm alles vereiniget, was ein *Aristoteles*, *Adamantius*, *Averroës*, *Avicenna*, *Apulejus*, *Aphrodiseus*, *Albertus magnus*, *Cocles*, *Galenus*, *Gesnerus*, *Hali*, *Hermes*, *Hippocrates*, *Loxus*, *Meletius*, *Plato*, *Pythagoras*, *Plinius*, *Polemon*, *Philemon*, *Philon*, *Ptolemaeus*, *Rhases*, *Scotus*, *Trogus*, *Zopyrus* u. a. m. über die Physiognomik geäussert, und theils in Schriften hinterlassen haben; überdies eine große Menge physiognomischer Sentenzen, und erläuternder Beyspiele aus den claßischen Schriftstellern. Ueber alles äusserliche am menschlichen Körper, was nur in irgend einem Betracht physiognomisch heißen kann, theilt er Aphorismen mit, und deren keine geringe Anzahl. Die meisten erläutert er mit Holzschnitten, die Menschen- und Thierköpfe abbilden, wovon die Kupfertafel des lezten Abschnitts einige Proben enthält. Zu wünschen wärs, daß von diesem in der That gutem Buche, eine deutsche Uebersetzung oder wenigstens eine neue

Auflage

Auflage gemacht würde, da es schon sehr selten zu werden beginnet.

Aber freylich wird auch das beste und vollständigste Buch, bey der Ausübung der Physiognomik, keinen sonderlichen Nutzen gewähren. Eben so wenig als die beste Poetik je einen Dichter im eigentlichsten Verstand, hervorgebracht hat, so wenig wird auch die vollkommenste Physiognomik einen wahren Physiognomen hervorbringen. Aechtes Dichtergenie entwickelt sich ohnedem, und darf keines solchen Gängelwagens. — Wer dessen aber darf, wird dadurch höchstens nur ein Versemacher und Reimschmidt, nimmermehr aber ein Dichter. — So kann ein unphysiognomisches Genie, durch Bücher wohl physiognomische Urtheile zusammenflicken, wohl ganz methodisch physiognomisiren lernen, aber seine Physiognomisirung wird sich zu der, eines durch die Natur gebildeten Physiognomen verhalten, wie sich etwan die scandirte Chrie eines Schulknaben, gegen eine Horazische Ode verhält.

Ausübung der Physiognomik mit Gewißheit und Zuverläßigkeit verbunden, ist eine Art der Begeisterung, welche sich nur bey einem sehr hohen Grad geschärfter und berichtigter

Em-

Empfindsamkeit erwarten läßt. Wenn der wahre Physiognom ein Menschenäusseres erblickt das ihn frappirt, so analysirt er da nicht lange, mißt nicht erst jeden einzelnen Physiognomietheil ab, besinnt sich nicht auf Aphorismen darüber — nein, sondern das mit demselben harmonirende Innere stellt sich sogleich seiner Seele dar, als sich das Aeussere seinen Augen darstellet. So verhält sichs ja schon mit den Empfindungen des gemeinen ungeschärften und unberichtigten physiognomischen Gefühls. Wenn wir z. E. einen zornigen Menschen sehen, so wissen wirs sogleich auf den ersten Anblick was in seiner Seele vorgehet, und haben nicht nöthig seine Leidenschaft erst aus den aufgezogenen Augliedern, aus dem Feuerblick des Auges, aus der gerunzelten Stirne, aus der schnaubenden Nase, aus den zusammengebissenen Lippen, aus den strotzenden Adern u. s. w. zu dechifriren.

Man wende dies auf die Physiognomisirung nach Thierähnlichkeit an. Gesetzt, alle über dieselbe vorhandene Aphorismen wären gegründet und brauchbar, so würde der Physiognom nichts desto weniger davon keinen Gebrauch machen. Er wird lediglich nur nach

dem physiognomischen Total urtheilen, und wenn ihm dieses nicht bey dem ersten Anblick erklärbar ist, auf die physiognomische Beurtheilung Verzicht thun. Eine Physiognomie, deren zustimmender Charakter dem Physiognomen nicht so gleich und so deutlich auffält, als dem gemeinen physiognomischen Gefühl der Zorn im Gesichte des Zornmüthigen, eine Physiognomie, die ihm durchaus räthselhaft ist, wird er nimmermehr durch Aphorismen zu interpretiren suchen, zu geschweigen, daß er fast ein göttliches Gedächtniß haben müßte, um sich all die ungeheure Menge derselben zu vergegenwärtigen, und jedesmal diejenigen auswählen zu können, von welchen er in einem vorkommenden Falle Gebrauch machen könnte.

Die Absicht der physiognomischen Schriftsteller war wohl gut, da sie die Thierähnlichkeit in so viel tausend Aphorismen resolvirten. Sie wollten ihre Leser dadurch in Stand setzen, physiognomische Beurtheilungen anstellen zu können, ohne sich vorher durch eine lange Erfahrung physiognomische Ideale erworben zu haben. Sie sind auch eben so wenig daran Schuld, wenn jemand nach ihren Aphorismen falsch physiognomisirt, als der Verfasser eines

Lexicons schuld daran ist, wenn jemand nach demselben eine fehlerhafte und unrichtige wörtliche Uebersetzung aus einer Sprache macht, deren Idiotismen er nicht verstehet, und mit deren Genius überhaupt er sich noch gar nicht bekannt gemacht hat. —

Machet euch also, Freunde und Schüler der Menschenkenntniß, erst mit dem Genius der Physiognomik bekannt. Prüft euer Genie an den leichtesten Aufgaben dieser Wissenschaft nach Anleitung des ersten Theils dieses Cabinets. Durchgehet die physiognomische Galerie Lavaters in seinen fürtreflichen Fragmenten. Lernt die physiognomischen Buchstaben durch aufmerksame Betrachtungen alles Aeusserlichen in der Natur. Vergleichet insbesondere das Thieräussere mit dem Menschenäusseren so oft ihr dazu Gelegenheit habt. Aber gehet nicht zu weit ins Detail, sondern bleibt stets beym Total. Vermehret, berichtiget, erweitert eure physiognomische Ideale. Und über dies all bemühet euch den Menschen mehr nach seinem Inneren als nach seinem Aeusseren kennen zu lernen. Studiert die Tiefen des menschlichen Herzens. Lernt den Zusammenhang der Charaktere einsehen. Eine fast unmerkliche Stim-

mung des Physiognomietons, die ihr mit Deutlichkeit bemerkt und mit Gewißheit erklären könnet, wird euch alsdann die innersten Geheimnisse des Herzens aufschließen. Dann werdet ihr wahre Physiognomen seyn. Dann werdet ihr alle physiognomische Schriften, alte und neue, gute und schlechte nutzen, und gleich den Bienen Honig daraus saugen können. Dann werdet ihr sogar unter dem Schutt der Astrologie, Chiromantie, Metoposcopie, Geomantie u. s. w. noch manches Gutes hervorgraben — Dann werden euch alle Aphorismen der Alten über Thierähnlichkeit willkommen seyn —

Es ist noch übrig, über die drey Bildnisse der Bauernknaben, die oben vorgekommen sind, etwas zu sagen. Die Physiognomie des ersten ist auf keine Weise mit Thierähnlichkeit tingirt, sondern ganz menschlich. Die des zweiten hingegen entfernt sich vom Menschlichen schon sehr, und ist fast ein Ideal genereller Thierähnlichkeit. Vom dritten will ich nichts sagen, da der Stich den Ausdruck nicht erreicht hat. Es sollte ein Beispiel specieller Thierähnlichkeit und zwar der Hasenphysiognomie seyn. Alle drey bestätigen durch ihre Eigenschaften den

Ausdruck ihrer Physiognomien mit der Thierähnlichkeit verglichen.

Zum Beschluß setze ich noch diesen alten Husarenkopf mit frappanter Thierähnlichkeit. Was ist zwischen seinem Physiognomieton und dem eines alten abgetriebenen Pferdes für ein Unterschied? —

Ueber die physiognomischen Aphorismen, welche sich auf die Vergleichung der Geschlechter gründen.

Eine Parallele von der Physiognomisirung nach Thierähnlichkeit, ist die, welche auf die Aehnlichkeit mit den Zügen des entgegengesetzten Geschlechts, und mit dem Aeusseren der Bewohner gewisser Climaten gebauet wird.

Diese

Diese Art das Menschenäussere zu deuten, hat unstreitig sehr viel vor jener voraus. Der Mensch wird mit keinem belebten Geschöpfe besser und treffender, als mit ihm selbsten verglichen. Wenn deswegen aus irgend einer Vergleichung ein sicherer physiognomischer Schluß hergeleitet werden kann, so kann es gewiß hieraus geschehen. Ohnerachtet also die Aphorismen der alten Physiognomen, die hierauf gegründet sind, zwar mit den Aphorismen der Thierähnlichkeit ohngefähr von gleichem Schlage sind, so verdienen sie doch in einen höheren Rang gesetzt und mehr unter dem Schutt hervorgezogen zu werden als jene.

Es würde der größte Ueberfluß seyn, den auffallenden Unterschied der Körperbildung sowohl als des inneren Charakters ber beyden Geschlechter zu beweisen, oder wohl gar wie Porta thut, durch Zeichnungen zu erläutern. Genug, daß es ein unläugbarer Erfahrungssatz ist, daß die physiognomischen Züge des männlichen Geschlechts weit bestimmter, eckiger, fester, kraftvoller seyn, als des weiblichen, das wegen seiner unbestimmteren swelteren mehr abgerundeteren Züge auch den Namen des schönen Geschlechts erhalten hat. Und wer wird

es wohl läugnen, daß der innere Charakter des Mannes mit seinem Aeusseren, eben so wie der des Weibes, aufs vollkommenste harmonire. Er, dazu bestimmt die größten Lasten dieses Lebens zu tragen, die wichtigsten Geschäfte zu verrichten, alles das zu übernehmen, wozu Anstrengung der Kräfte, Verstand, Entschluß und unverdrossener Muth erfordert wird, mußte gleich stark an Seele als an Körperbau seyn. Diese, ihm nur zur Gehülfin gegeben, durfte nicht des starken Körperbaus, nicht der stärkeren Seele. — Aber sie erhielt dafür mehr Zärtlichkeit, mehr Empfindsamkeit, wurde mehr zur Freude gestimmt, um den Mann dadurch desto besser unter der Last seiner Geschäfte aufheitern und trösten zu können. So fand die Natur auch noch andere Ursachen, ihre Fibern weniger anzuspannen und ihre Muskeln minder zu verstählen, wodurch bis zur Seele hin sich verbreitende Schwäche, in ihrer Constitution bewürkt wurde.

Da nun das Aeussere der Geschlechter eine so genaue Parallele von ihrem Inneren ist, so kann man ohne Bedenken folgende physiognomischen Axiomen darüber festsetzen.

Je männlicher eine Physiognomie ist, desto gewisser läßt sie auf Stärke der Seelen,

len, auf Muth und Unverdrossenheit, und auf viele andere Charaktere schließen, die mit diesen aufs genaueste verwandt sind.

Im Gegentheil, je mehr weibliches in einem gewissen Physiognomieton enthalten ist, desto mehr Beweise von einer schwächeren zugleich aber empfindsameren Seele sind darinn enthalten.

Die Erfahrung bestätiget diese Grundsätze überflüßig. Männer, deren Körperbau geschlank und kleinlich, deren Glieder zart, deren Gesichtszüge sehr unbestimmt und abgerundet sind, kurz solche, die man auch in männlicher Kleidung für Weiber halten sollte, wird man bey diesen jemals männlichen Muth und Entschlossenheit antreffen? Sind sie nicht vielmehr wie jene höchst empfindsam, kleinmüthig und unbeständig? Schaudern sie nicht für dem geringsten Schreckniß zurück? Weinen sie nicht auch bey einer kleinen traurigen Veranlassung? Sind sie nicht zum Leichtsinn, zur Schmeicheley und zur Verstellung geneigt? u. s. w. — Dieses sind unter andern die Hauptcharaktere der Jugend. Aber eben darum ist auch die Jugendphysiognomie beyder Geschlechter so zart, so unbestimmt, so weich und gerundet,

kurz vollkommen weiblich, bis sich beym ersten die Männerseele entwickelt und ausbildet, da alsdann der Physiognomieton in einen festeren kräftigeren und bestimmteren umgeschaffen wird, da er im Gegentheil bey dem andern Geschlechte fast immer der nehmliche bleibt.

Weiber groben Körperbaues, starker eckiger Gesichtszüge, eines rauhen Physiognomietons sind Männer der Seele nach. Entschlossen, arbeitsam, muthvoll, zeichnen sie sich für andern ihres Geschlechts, durch ihren ganzen Charakter eben so sehr aus, als durch ihr Aeusseres.

Aristoteles und seine Nachfolger haben die eben festgesetzte physiognomische Axiomen in sehr viele Aphorismen aufgelöset, welche auf partialer Vergleichung des männlichen Aeusseren mit dem weiblichen, und umgekehrt beruhen. Ob nun gleich nach unseren Grundsätzen von solchen Aphorismen kein sicherer Gebrauch zu machen ist, so will ich doch einige zum Beispiel mittheilen.

„Männer, die weiche Haare haben, sind furchtsam, und Weiber die harte und rauhe Haare haben, beherzt, weil die erste Gattung der Haare so wie der Charakter der Furchtsamkeit den Weibern, und die letztere nebst der

Uner-

Unerschrockenheit den Männern eigenthümlich ist."

„Eine ganz gerade glatte zierliche Nase zeigt, weil dies eine weibliche Nase ist, Leichtsinn, Geistesschwäche, Unbeständigkeit und Schwatzhaftigkeit an, so wie sich im Gegentheil aus einer unebnen, stattlichen und dabey wohlgeformten Nase, auf Herz, Muth, Verstand und andere Charaktere einer Männerseele schließen läßt".

„Sehr weiches Fleisch im Gesicht verräth Unthätigkeit, weil das Gesicht eines sehr thätigen arbeitsamen Mannes aus hartem derbem Fleische bestehen muß."

„Eine weiße delikate Gesichtsfarbe ist bey Männern Merkmal der Furchtsamkeit, und folglich die braune und kupferrothe bey Weibern Merkmal des Muthes."

„Ein kleines zierliches Mündchen zeigt bey einem Mann einen sehr hohen Grad weiblichen Charakters an."

„Unbärtige Männer und bärtige Weiber sind die Schande ihres Geschlechts u. s. w."

Nach solchen Aphorismen wird man nun freylich nicht physiognomisiren, wenn man mit dem Geist der ächten Physiognomik auch nur von ferne bekannt ist. Unterdessen wird

das Studium des männlichen und weiblichen Physiognomietons, so wohl im Total als im Detail, die ergiebigsten physiognomischen Quellen eröfnen, aus welchen man mit desto grösserer Sicherheit schöpfen kann, da sie, wie wir gesehen haben, die unveränderliche Einrichtung der Natur zur Urquelle haben.

Dies ist so gegründet, daß sogar die Gattungen der Beschäftigungen, je nachdem sie mehr männlich oder weiblich sind, auf die Physiognomien einen augenscheinlichen und unläugbaren Einfluß haben, und derselben eine unverkennbare Teinture des Männlichen oder Weiblichen mittheilen.

Wer hat wohl jemals einen Petitmaitre von Profeßion, dessen wichtigste und ernsthafteste Beschäftigung nur etwan das Filetstricken ist, gesehen, dessen Physiognomieton vollkommen gesetzt und männlich gewesen wäre?

Woher erklären wir das weibliche in der Mine sogenannter schönen Geister, das weinerliche in ihrem Blick, das affektirte preziöse in ihrem Mund? — Woher anders, als aus ihrer überfließenden Empfindsamkeit, in Ansehung welcher sie mit dem schönen Geschlecht in eine Klasse gehören? —

Ganz

Ganz anders sieht ein Gelehrter höherer Wissenschaften, die wenig Empfindsamkeit, aber desto mehr Anstrengung der Kräfte, desto mehr Unverdrossenheit erfordern, aus. Seine Physiognomie ist zwar mit einer gewissen Trockenheit tingirt, aber sie verkündet doch durchaus den Mann, der Thätigkeit mit Forschgeist und tiefem Nachdenken verbindet.

Eine Porträt-Sammlung der berühmtesten Gelehrten aus allen Fächern, eine Durchblätterung unserer Bibliotheken, und anderer mit solchen Bildnissen gezierter Journale, wird diese Bemerkungen bestätigen, und überdies dem angehenden Physiognomen eine nicht genug zu empfehlende ungemein lehrreiche Schule seyn. Bey noch mehr geschärftem physiognomischen Gefühl wird er sogar in ächten Bildnissen solcher Gelehrten, die in einerley Wissenschaft groß und berühmt gewesen sind, auch einerley Physiognomieton bemerken, so verschieden auch ihre einzelne Gesichtszüge immerhin seyn mögen. Ich erinnere mich diese Bemerkung bey Betrachtung einer Bildniß-Sammlung der berühmtesten Aerzte zuerst gemacht zu haben, da mir in der Physiognomie eines Boerhave, Meads, Sydenhams, van Swieten, Hofmanns,

von Hallers, Werlhofs u. a. eine besonders frappante Aehnlichkeit bey aller Unähnlichkeit in die Augen fiel. Der Besitzer dieser Sammlung, dem ich meine Bemerkung mittheilte, und welcher, weil damals noch keine physiognomische Zeiten waren, darinn keine Bestätigung der Physiognomik fand, wollte diese Uebereinstimmung aus der einförmigen Manier des Kupferstechers erklären, (die meisten Bildnisse waren von Haid in Augsburg und Sammetstiche —) allein ich habe mich nachgehends durch die Vergleichung sehr vieler Bildnisse von Gelehrten anderer Fächer, auch zum Theil durch die Betrachtung ihrer Physiognomien in der Natur, von der Richtigkeit meiner Bemerkung dergestalt überzeugt, daß ich andern, die auf diese Erfahrung ebenfalls aufmerksam seyn wollen, den nehmlichen Erfolg sicher voraus verkündigen kann. Selbst die Physiognomien zwar unberühmter, aber nichts desto weniger sehr geschickter und erfahrner Aerzte, habe ich in den Physiognomieton, der mich bey jener Bildnißsammlung zuerst frappirte, durchgehends mehr oder minder einstimmen gesehen.

Aber um wieder auf unsere Materie zurückzukommen — Wenn das Männliche in irgend

einer Art von Beschäfftigungen sich vollkommen entwickeln und ausbilden kann, so kann es dieses gewiß in den Beschäfftigungen des Kriegers. Diese erfordern gleichviel Gebrauch des Geistes und des Körpers. Nachdenken, Entschlossenheit, Muth und den höchsten Grad von Thätigkeit — Aber entspricht nicht auch die Erfahrung dieser physiognomischen Vermuthung aufs vollkommenste? — Ich darf mich nur auf die Physiognomie des großen Friederichs berufen, (das Lavatersche Porträt, nämlich das letzte im dritten Band seiner Fragmente, liefert sie sehr getreu, und noch getreuer der selbst von Herrn Chodowiecky in Berlin herausgegebene Originalstich.) Was für Geist, was für Feuerkraft, was für abgehärtete Unerschrockenheit drängt sich nicht in dieser Physiognomie zusammen? — Kaum kann man den Blick des Porträts, geschweige dann des Urbildes ertragen — Es ist, als ob man dem Blick der Sonne begegnete — Welch einen Contrast würd es nicht geben, wenn man die Bildnisse so mancher unthätigen und weibischen Könige aus älteren und neueren Zeiten sammlete, und sie diesem gegen über stellte? — Wie augenscheinlich würde sich da der Grundsatz bestätigen, daß Größe der Seelen, Größe der Handlungen,

lungen, auch Großheit im Physiognomieton, so wie das Gegentheil Kleinheit hervorbringe? —

Man darf eben kein großer Physiognom seyn, um beym Besuch einer Parade diejenigen Officier und Soldaten von andern an der abgehärteren, rauheren, männlichern Physiognomie zu unterscheiden, die Feldzügen beygewohnt, und die Beschwerlichkeiten des Kriegs empfunden haben. Die sogenannte martialische Physiognomie ist deswegen auch ein gemeines Sprichwort.

So bestätiget auch bey dem andern Geschlecht die Erfahrung unsere Grundsätze. Weiber, die sich mit Dingen beschäftigen, welche Verstand und Thätigkeit der Männer erfordern, erlangen dadurch nach gerade eine männliche Physiognomie. Zur Bestätigung dieses Satzes berufe ich mich auf die Porträte der so genannten gelehrten Weiber, der Dichterinnen, Mahlerinnen, Kupferstecherinnen u. s. w. Man wird bey allen die weibliche Schönheit vermissen, und einen gewissen Grad von Häßlichkeit bemerken, der aber, wenn man ihn mit physiognomischen Augen betrachtet, männlicher Physiognomieton und unverwerflicher Zeuge von Mannsseele ist.

Selbst

Selbst im gemeinen Leben, findet man hiervon viele Beweise. Der arbeitende Theil des anderen Geschlechts, um wieviel männlicher ist er nicht gebildet, als derjenige, der in Unthätigkeit lebt, und sich nur mit dem Putze beschäftiget? — Man vergleiche die Physiognomie eines rüstigen Bauernweibs, mit der Physiognomie einer thätigen Bürgerfrau, und diese hinwiederum mit einer Staatsdame. Wird man nicht im Physiognomieton die Abstufung von Männlichkeit und Weiblichkeit eben so unterschieden finden als ihr Stand verschieden ist? — Und würde diese Verschiedenheit wohl entstanden seyn, wenn sie die Verschiedenheit der Beschäftigungen nicht bewürkt hätte? — Woher käm es dann, daß die Bauernweiber nicht eben so nach dem allgemeinen Physiognomieton aussehen, als die Bürgerfrauen, oder Staatsdamen, und diese im Gegentheil so als jene? — So gewiß und unläugbar ist der Einfluß der Beschäftigungen auf die Physiognomie. —

Etwas ähnliches bemerkt man an denjenigen Weibern, die ihre Männer, wie man zu reden pflegt, unter dem Pantoffel haben, und Mann und Hauswesen despotisch beherrschen. Soviel ich deren kenne, haben alle männliche Physiogno-

siognomien, und ihre von ihnen beherrschte Männer, weibliche. Es wäre deswegen gar wohl möglich, daß ein Physiognom einem Brautpaar, aus der Vergleichung der Physiognomien die Prognostik stellen könnte, wer von beyden die Hosen tragen würde.

Hieraus läßt sich auch die Wittwenphysiognomie erklären. Woher kommts wohl anders, daß eine Wittwe, die ihr Hauswesen ohne Beyhülfe eines Mannes, schon seit einiger Zeit allein regiert hat, so ganz anders und viel rüstiger und männlicher aussiehet, als eine noch in der Gesellschaft, und (welches wohl zu merken ist,) vollkommen unter der Oberherrschaft ihres Mannes lebende Frau? — Woher anders, als weil sich jene so vielen Geschäften unterziehen muß, die männliche Thätigkeit, Entschlossenheit, und Unverdrossenheit erfordern? — Diese Charaktere müssen nach gerade eben so in ihrer Physiognomie sichtbar werden, wie sie in ihrer Seele entstehen.

Endlich woraus erklären wir das schwächliche und weibische, der in aller Welt verrufenen Schneidersphysiognomie? — Dieses ist so frappant, daß auch das ungeübteste physiognomische Gefühl davon gerühret wird, und

es

es nicht leicht verkennen kann. Ein Schneider mit einer vollkommnen männlichen Physiognomie, die mit keiner Schwäche, mit keinem weiblichen Ton tingirt wäre, mit einer so kraftvollen Physiognomie, wie etwan die eines starkknochigen Zimmermanns oder Schmiedes wäre, würde alle Physiognomik zu Schanden machen. Aber man wird so wenig einen solchen (versteht sichs einen solchen, der sein Metier unablässig treibet,) antreffen als einen weissen Raben. — Die Beschäftigungen, dieser so unentbehrlichen Profeßionisten, sind unter allen am meisten weiblich, erfodern am wenigsten Mannskraft, Muth und Betriebsamkeit, und dies muß nothwendig auf ihre Physiognomie würken. — Man könnte freylich den Einwurf machen, daß ihr schwächlicheres Aeussere vielmehr von ihrer sitzenden Lebensart, vom Mangel der Bewegung, von dem schädlichen beständigen Genuß der durch viele Dünste verderbten Stubenluft, und von dergleichen Ursachen herrühre. — Ich gebe es zu, daß diese Ursachen vieles dazu beytragen. Allein wären sie die einzigen, so müßten auch alle übrige Classen von Menschen, deren Metier keine andere als eine sitzende Lebensart verstattet, denen eben so Bewegung und der Genuß der frischen Luft

 mangelt,

mangelt, die Schneidersphysiognomie erlangen, wovon wir doch das Gegentheil sehen. Die sitzende Lebensart würkt zwar überhaupt in der Constitution Schwäche, allein sie bringt doch nichts besonders im Physiognomieton hervor. Die Schuster z. E. sind auch schwächlich, aber wie himmelweit ist nicht ihr Physiognomieton, von dem Physiognomieton der Schneider verschieden. — Herr Lavater hat über jenen ähnliche Anmerkungen gemacht, und eine individuelle Schustersphysiognomie so treffend commentirt, daß ihm dieser Commentar bey dem ehrsamen Gewerk sogar Verdruß zugezogen hat. Ein Beweis, daß er die Wahrheit gesagt. — Zudem sind dieses Bemerkungen, die einem jeden auffallend genug sind —

Da sich also die Richtigkeit der Physiognomik, die sich auf Geschlechtsähnlichkeit gründet, durch unzählige Erfahrungen bestätigen läßt, so hat der Physiognom, der nach derselben mit Zuverläßigkeit urtheilen will, nur darauf zu sehen, daß er diese Aehnlichkeit nicht verkennen möge. Zuweilen ist dies leicht, zuweilen aber auch höchst schwer —

Leicht ists, wenn Gesicht, Körperform, Geberde, Minen, Sprache, Gang, Anzug, und

kurz alles Aeusserliche bey einer Mannsperson nach dem Weiblichen, und beym Frauenzimmer nach dem Männlichen hin Nüance ist — Schwerer aber ists, wenn sich unter dem genannten Physiognomischen Widersprüche befinden.

Ich erinnere mich auf Universitäten Studenten gekannt zu haben, deren Gesichtsbildung so jüngferlich war, daß ihre Schönheit Aufsehen machte. Dazu kam eine sehr zierliche Taille, kleinliche Hände und Füße, so daß sie ihr ganzes Aeussere in weiblicher Kleidung nimmermehr würde verrathen haben. — Aber eben diese waren vollkommen so wie sie ihre Physiognomie verkündete — Vertraute des Spiegels und der Toillette. Immerdar mit Zierrerey und Putz beschäftiget. Klein und weibisch in allen ihren Handlungen. Unfähig zum Studio ernsthafter Wissenschaften. Allzeit spielend und tänteland. — Ihre Minen immer süß. — Ihre Sprache helle, und bey einigen gar affektirt lispelnd. In ihren Geberden alles geziert. Ihr Gang leicht und hüpfend. Ihr Anzug niedlich. — Die Frisur abgemessen, und die Haare im Toppe gezählet. — Kurz wie Zachariäs Leipziger Stutzer. — Da durfte es nicht einmal eines Physiognomen,

 um

um im Manne das Weib zu erkennen. — Deswegen mußte sich auch ihr Name bey den meisten das Beywort Mamsell, gefallen lassen.

So hörte ich einst einem gewissen Officier ausser dem Namen der seiner Charge zukam, verschiedentlich die Benennung Elisabeth geben. Meine physiognomische Neugier wurde dadurch gereizt ihn zu sehen, und ich glaubte als dieses geschahe, ihn wohl doch an seinem höchst weibischen Aeusseren erkannt zu haben, wenn man ihn mir auch gleich nicht genannt hätte.

Weibliche Schönheit ist physiognomisch zu reden, bey einem Manne eigentlich männliche Häßlichkeit, weil sie mit völliger Gewißheit auf Charaktere schließen läßt, die für den, dem sie zukommt, keine gute Vourtheile erwecken, und ihn als Mann beschimpfen.

Unterdessen muß ein sehr feiner, und öfters nur einem geübten Physiognomen empfindbarer Unterschied zwischem einem schönen Mannsgesicht, und einem solchen, das Nüance von weiblicher Schönheit ist, gemacht werden, und dies gehöret zum Schweren dieser Art von Physiognomik. — Gemeinhin nennt man zwar schöne jugendliche Mannsgesichter Jungferngesichter — Aber öfters hat man dazu sehr wenigen Grund. Eine schöne Proportion der Gesichtstheile,

theile, eine gewisse Reinigkeit, und lieblicher Schwung in den Contouren, eine gewisse unerklärbare Configuration der Grundzüge, zu einem Physiognomieton voll Grazie, ist das Wesentliche der Schönheit. Ein Gesicht, das diese Eigenschaften hat, wird schön bleiben, wenn es auch gleich nur mit Kohlen nachgezeichnet wird, da im Gegentheil ein anderes, dem diese Eigenschaften mangeln, auch durch den Pinsel eines Titians, Rubens und van Dyks nichts gewinnen wird. Weiches Fleisch, delikater Teint, und ein gewisses blühendes Aussehen, können zwar die Schönheit erheben, aber nicht geben, wo schöne Grundzüge fehlen. Die höchsten Ideale der Schönheit, z. E. ein Apoll im Belvedere, eine Venus Medices und andere, die uns das graue Alterthum überliefert hat, sind kalter Marmor ohne Farbe und Leben, und doch die Bewunderung aller Physiognomen und Künstler. —

So können also wohl zartes Jugendfleisch, blühende Gesichtsfarbe, und andere dergleichen ausserwesentliche Schönheiten, die Physiognomie eines männlichen Jünglings, in unphysiognomischen Augen gleichsam verweiblichen — Aber das Auge des geübten Physiognomen

wird die Grundzüge sammlen, sie nach ihrer Großheit, Bestimmtheit, Festigkeit und Männlichkeit prüfen, und dadurch den Mann unter dem Weiblichen hervorziehen, womit seine Physiognomie nur verschleyert, nicht verwebt ist.

In der That giebt es sehr schöne Jünglinge und Männer, die bey aller Schönheit doch nichts weibliches im Physiognomieton haben, so wie es im Gegentheil häßliche Männer giebt, deren Physiognomie durchaus weiblich, voller Schwäche und Kleinheit ist.

Bey dem anderen Geschlecht verhält sichs eben so. Man siehet öfters häßliche Weiber, die bey aller Eckigkeit und Bestimmtheit ihrer Gesichtszüge, bey aller Rauhigkeit ihres Physiognomietons, doch noch sehr weit vom männlichen Aeusseren und Charakter entfernt sind, so wie man hingegen sehr schöne Frauenzimmer antrifft, durch deren Schönheit männliche Seele hervorleuchtet, und ihre Physiognomie mit Kraft würzet.

Männliche Schönheit würde einem Frauenzimmer nicht so viel Nachtheil bringen, als die weibliche, wie wir gesehen haben, dem männlichen Geschlecht bringt. Allein man hat sich über die männliche Schönheit noch nicht einverstanden. Das gemeine physiognomische Gefühl

sucht sie eben so tief unter der Mittelmäßigkeit, als die eigentliche weibliche Schönheit darüber erhaben ist, damit sie dieser recht entgegen gesetzt seyn möchte. Daher kommt es, daß man ein fieres brüskes martialisches Ansehen, eine gewisse Häßlichkeit aller Gesichtszüge, eine Grobheit des ganzen Körperbaues, eine riesenmäßige Größe u. d. gl. gemeinhin für Zierden des männlichen Geschlechts hält. Solche männliche Schönheiten würden nun freylich ein Frauenzimmer sehr schlecht empfehlen, und man verspricht sich in der That von einem solchen wenig gutes, von dem es in der gemeinen Rede heißt: „Ein Weib wie ein Husar, oder wie ein Dragoner." —

Allein wenn die männliche Schönheit von einem Physiognomen genauer analysirt, und näher zu der weiblichen hingerückt, das heißt, ebenfalls in schöne Verhältnisse und Umrisse gesetzt wird, so findet sich nicht allein zwischen dieser und der weiblichen kein Widerspruch, sondern jene erhebt und vervollkommet diese vielmehr. Weibliche Schönheit, die bloß und im eigentlichsten Verstand weiblich ist, ist allemal matt und kraftlos, und gränzt nicht selten ans Fade. — Hingegen weibliche Schönheit mit

männlichem Physiognomiekon tingirt, ist das höchste, edelste, kräftigste was man sich in menschlicher Physiognomie denken kann. Ihre Wirkung gleicht den Strahlen der Sonne, da jene nur wie kalter und blasser Mondschimmer wirket. —

Dergleichen Physiognomien sind häufiger unter der niederen und arbeitenden Classe des weiblichen Geschlechts, als in der höheren und höchsten anzutreffen, wovon wir eben die Ursache gesehen haben. Dieser physiognomische Grundsatz ist ungemein reichhaltig an mancherley Corollarien, und es lassen sich daraus viele sonderbare Erscheinungen in der sogenannten verfeinerten Welt erklären. —

Herr Pernety hat in dem ersten Theil seiner *Connoiſance de l'homme moral, par celle de l'homme phyſique*, über die menschliche Schönheit überhaupt, und über die männliche und weibliche insbesondere, in so fern aus deren Vergleichung physiognomische Folgen hergeleitet werden können, sehr viel Gutes und interessantes gesagt.

Aber wenn auch der Physiognom von der Schönheit ja vom ganzen Physiognomiekon abstrahiret, so bleiben ihm doch noch Aeusserlichkeiten genug übrig, aus welchen er innere Charaktere

raktere nach der Geschlechtsähnlichkeit entwickeln kann. Es ist wahr, man findet zuweilen männliche Weiber und weibliche Männer, die sich durch ihre Physiognomie nicht verrathen würden. Es giebt Bramarbasse, deren stierer Blick der ganzen Welt Tod und Untergang drohet, und die doch gleich der feigsten Memme bey der geringsten Gefahr zurück schaudern, und beym Anblick eines bloßen Degens in Ohnmacht fallen. So giebts Frauenzimmer vollkommen weiblich in ihrer Physiognomie, die durch Verstand, Muth und Thätigkeit Männer beschämen. — Allein wenn Mine, Gebärde, Sprache, Gang und alle übrige Aeusserlichkeiten zu Hülfe genommen werden, so entdeckt sich dadurch dem geübten Physiognomen der Charakter solcher physiognomischen Räthsel eben so deutlich, als durchs Gesicht.

Die natürlichen Grundzüge einer individuellen Physiognomie, verstatten nicht immer die physiognomische Ausbildung, welche sonst durch Lebensart, Situation und Beschäftigungen, wie wir oben gesehen haben, bewürkt wird, wenigstens nicht immer in so hohem Grade. — Diese Anmerkung, mit welcher ich diesen Abschnitt beschließen will, ist für die ausübende

Physiognomik sehr wichtig, und dienet zur Auflösung gar mancher physiognomischen Schwürigkeiten. —

Man muß nämlich einen sorfältigen Unterschied zwischen den natürlichen Gesichtszügen, und zwischen denjenigen machen, die durch Erziehung, Lebensart, Metier, Beschäftigung u. s. w. entstanden sind. Es gehörte mit zu den weisen Einrichtungen der Natur, daß ein jeder Mensch seine besondere eigene, von allen andern unterschiedene, Physiognomie hätte. Deswegen formten sie bey dem einen die Kopfform und Gesichtstheile so, bey dem andern hinwiederum anders. Der eine erhielt z. E. eine platte Stirne, der andere eine gewölbte. Der eine große, der andere eine kleine Nase u. s. w. Dergleichen nur bloß zur Unterscheidung besonders geformte Gesichtstheile, in so fern sie ohne Modification betrachtet werden, sind das, was man die Grundzüge nennet, und ihr Innbegriff, ihre physiognomische Zusammenstimmung könnte allenfalls die natürliche oder anatomische Physiognomie heißen. Aus dieser, ob sie gleich nirgends rein vorhanden ist, indem die Grundzüge jedes Menschen durch seinen Stand, Erziehung, Lebensart u. s. w. modificirt,

dificirt, verädelt oder verschlimmert worden, schließt der Physiognom nur Anlagen, Fähigkeiten, nicht aber wirkliche Charaktere. Daher kommts, wie wir im ersten Theil dieses Cabinets weitläuftiger gesehen haben, daß dem wahren Physiognomen, die Form der einzelnen Gesichtstheile ziemlich gleichgültig ist, wenn er nur das Total des Physiognomietons zu deuten vermag. Aber die Grundzüge der natürlichen Physiognomie, stimmen öfters zu einem Ton, den keine der Ursachen, die sonst so mächtig auf die Modification der Physiognomie würken, auszulöschen vermag, und dies verursacht dem Physiognom viele Schwürigkeit, und nicht selten Irrthum. Wir wollen uns hiervon durch ein Exempel überzeugen. Gesetzt zwey Jünglinge würden Krieger, wohnten Feldzügen bey, und kämen mit sehr veränderter Physiognomie wieder zurück. Die natürliche Physiognomie des einen sey vollkommen weiblich, die Kopfform klein, die Gesichtstheile unbestimmt, alle Umrisse sanft und gerundet, die Gesichtsfarbe zart und lieblich geröthet. — Der andere hingegen verkünde in seinen großen geeckten scharf umrissenen Grundzügen, im Feuer seines Bliks, im bräunliche Teint u. s. w. vollkommen den Mann. — Welches Physiognomie wird sich

nun

nun wohl zur martialischen, durch die mit ihnen vorgegangenen Veränderungen am meisten gestimmt haben? — Aus welches Augen wird man den versuchten und unerschrockenen Krieger am ersten errathen können? — Ist nicht die Antwort hierauf überflüßig? — Hätten sich im Gegentheil beyde Jünglinge einer Lebensart gewidmet, die näher an weibliche Beschäftigungen gränzte, so würde alsdann der erste in der Deutlichkeit, Stärke und Unverkennbarkeit des Physiognomieausdrucks, eben so den Vorzug vor dem letzten haben als ihn in dem angenommenen Fall, dieser vor jenem hat. So entgegengesetzt und widersprechend aber auch die Grundzüge der natürlichen Physiognomie dieser oder jener Modification seyn mögen, so läßt doch diese immer eine gewisse Teintüre zurück, die sich, wo nicht im ruhigen Physiognomieton, gewiß doch in dem durch Minen und Geberden belebten offenbaret, und von dem Physiognomen nach Maaßgab seiner Erfahrung und der Verfeinerung seines Gefühls mehr oder minder bemerkt, und verstanden werden wird. — Wenn gleich auch der Krieger mit weiblicher Grundphysiognomie nimmermehr das fürchterliche Ansehen der ächten Söhne des Kriegsgottes erlangt, so wird seinem

Phy-

Physiognomieton doch das sanfte und delikate genommen, seiner Mine die Süßigkeit geraubt, und seinem ganzen Aeusseren mehr Kraft und Männlichkeit mitgetheilt werden. —

Um noch einige Worte über die beygefügten Bildnisse zu sagen, so werden meine Leser, auch die vom ungeübtesten physiognomischen Gefühl, über das zu Anfang dieses Abschnitts gesetzte Porträt, gewiß mit mir einig seyn, daß darinnen ein ungemein schöner reiner männlicher Physiognomieton herrsche, und einen Mann von Geist, Kraft und Thätigkeit, (wie ers denn auch wirklich im Original ist —) mit unbezweifelbarer Zuverläßigkeit verkündige.

Auch das Porträt, welches über der Eröfnung dieses zwoten Theils des Cabinets stehet, ist von reinem männlichem und noch kräftigerem Physiognomieton, und verkündet den nehmlichen Charakter. Nur mangelt ihm männliche Schönheit.

Das zum Beschluß der Eröfnung gesetzte Frauenzimmerbildniß mag Ideal, (freylich aber nicht das höchste —) reinen weiblichen Physiognomietons seyn, und meine Leser werden daraus auch wohl ohne mein Erinnern ein sehr vortheilhaftes Urtheil für das Original fällen.

Zu Anfang und Ende des folgenden Abschnitts setze ich noch zween andere Frauenzimmerbildnisse, welche eigentlich hieher gehörten, aber dort nur um der Gleichförmigkeit willen stehen, weil ich keine Porträts hatte, die auf die in demselben abgehandelte Materie einen nähern Bezug hatten. Beyde haben ihren Ausdruck auf der Platte verfehlt, weswegen ich das Urtheil darüber blos meinen Lesern zur eigenen Uebung überlasse.

Was die sechs Köpfe der Beschlußplatte dieses Abschnitts betrifft, so bemerke man zwo Stufen weiblichen Physiognomietons in den beyden öberen männlichen Bildnissen. Eben so zwo Stufen des männlichen in den mittleren Frauenzimmerbildnissen. In dem unteren Frauenkopf betrachte man den Mangel männlichen Physiognomietons bey sehr bestimmten und scharf umrissenen Gesichtszügen. Der letzte Mannskopf ist einer von denjenigen, den auch das ungeübte physiognomische Gefühl deuten kann. Man vergleiche nun den Ausdruck dieser Köpfe mit dem Ausdruck der fünf andern, man durchlese alsdann das fürnehmste dieses Abschnitts, so wird hoff' ich alles ge-

sagte durch den Augenschein bestätiget werden. —

Etwas über die Nationalphysiognomien.

Unläugbare Erfahrungssätze sind es, die uns von dem Unterschied der Nationalphysiognomien, und des Nationalcharakters überzeugen. — So verschieden die Zonen, Climaten und einzelne Gegenden unseres Erdbodens sind, so groß ist auch die innerliche und äusser-

die Thürme über die Mauer hervorragen siehet. Im Mittelpunkt der Stadt entspringen starke und zahlreiche Quellen, welche innerhalb den Mauren schon eine beträchtliche Anzahl Mühlen treiben. Hieraus ist auf einen sumpfigen Boden und unaufhörliche Ausdünstungen, welche der Wind wegen der hohen Mauern nicht wegtreiben kann, leicht der Schluß zu machen, wie ich dann verschiedenemal einen starken übelriechenden Nebel, der sich längst der inwendigen Seite der Mauern gelagert hatte, da doch ausserhalb die Luft heiter und rein war, bemerkt habe. Die andere Stadt hingegen, liegt auf einem völlig horizontalen Boden, in einer sehr angenehmen Gegend, am Ufer eines mäßigen und schnell bey ihr wegeilenden Stroms. Sie ist zwar auch mit einem Wall umgeben, aber auf diesen sind nur Palisaden gesetzt, und er ist überdies so niedrig, daß man von aussen die Häuser fast ganz sehen kann. Dadurch, und durch die flache Gegend wird der frischen Luft ein beständiger freyer Durchzug verschafft. Der dürre sandige Boden gebieret überdies keine Ausdünstungen, und die Ausdünstungen des Stroms und eines kleinen Baches werden durch den freyspielenden Wind bald wieder hinweggeschaft, und gelangen nicht ins Innere der Stadt.

Jeder meiner Leser wird nun wohl von selbst schon auf den verschiedenen Charakter der Bewohner dieser Städte verfallen, den sie nach Maaßgabe der beschriebenen Situation ihrer Wohnörter haben müssen — Jene sind, (ich rede von den meisten, nicht von allen, und gedenke sie durch diese Beschreibung um so weniger zu beleidigen, da sie mit ihrem eigenen Bekenntnisse übereinstimmet —) ziemlich phlegmatisch, träge und unthätig — Daher kommts denn, daß sie Bequemlichkeit, Ruhe, gutes Essen und Trinken der Erweiterung und Verbesserung ihrer ökonomischen Umstände vorziehen — Daß der Handwerker seine Werkstatt verläßt, und dem Ackerbau nachgehet, weil er davon mit geringerer Mühe als von seinem Metier leben kann, indem die Feldmark dieser Stadt ungemein fruchtbar, und deswegen der Preis aller Lebensmittel sehr geringe ist — Daher kommts, daß der Kaufmann seinen Handel nicht verbessert, nicht durch mancherley Speculationen sich und seinen Mitbürgern Vortheile zu verschaffen, nicht durch Anlegung von Fabriken und Manufakturen der Stadt und Gegend Geldquellen zu eröfnen sucht, weswegen denn auch ein Bankerott nach dem andern sich ereignet — Sogar diejenigen Fabriken und Manufakturen,

die einst durch Unterstützung der hohen Landes-regierung zu Stande gebracht worden, haben bald wegen der Unthätigkeit und Bequemlichkeit der Aufseher, und der Faulheit der Arbeiter wieder ein Ende nehmen müssen. Jeder ist damit zufrieden, wenn er für sich zu leben hat, und kümmert sich wenig um die allgemeine Wohlfahrt — Da nun niemand von Patriotismus beseelt, niemand für den Flor der Stadt interessirt, und jeder gegen die wahren Vortheile derselben blind und gleichgültig ist, so ist daraus ihr Verfall leicht abzunehmen — Ein Haus stürzt über das andere, und da es weit wohlfeiler und bequemer ist, alte Häuser zu kaufen, und diese auch in großer Menge vorhanden und fast unter allem Preise sind, so ruhet der Baugeist unter den Einwohnern gänzlich — Man läßt umstürzen, was stürzen will, verbrennt die Materialien, macht sich dadurch einen bequemen Winter, und nutzt dann den Boden zu Kuhweyden — Fremde werden nicht angelockt, und wenn etwan der Zufall welche dahin führet, die sich durch irgend etwas Vorzügliches von den Nationalen unterscheiden, so werden sie von diesen gehasset, verfolgt, und wo möglich, unterdrückt — Diese Charaktere haben dann gleichen Einfluß auf die

Physiognomie des Inneren der Stadt, und des Aeusseren ihrer Bewohner, die überdieß eine ziemlich genaue Parallele mit einander machen. Jenes ist nämlich, wie man sichs dann leicht vorstellen kann, äußerst verwüstet, traurig und öde — Da ist an keine Ordnung, Reinlichkeit und Zierde zu gedenken. Wo man hinsiehet, erblickt man Ruin, Zerstörung und Armuth — Dieses ist von weichlichem Phlegma aufgedunsen, aller Schnellkraft beraubt, wenig articulirt, und jedem, ders nur bey einigen Individuen wahrgenommen hat, hernach bey allen übrigen, an einem gewissen trübschlummernden Physiognomieton unverkennbar —

In der andern Stadt hingegen ist alles in Leben und Bewegung. Da wird gearbeitet und gehandelt, und auf Handel und Arbeit rafinirt — Da ists eine Seltenheit, wüste Baustellen zu finden — Ordnung, Reinlichkeit und Zierde herrscht in den Häusern und auf der Straße. Patriotismus beseelt jeden Bürger, und Vorschläge, die aufs Wohl der Stadt einen Einfluß haben, bleiben nicht lange Projekt, sondern gehen frisch in That und Bewerkstelligung über — Jeder, der was dazu beytragen kann, macht sich eine Freude daraus, we-

der Mühe, Versäumniß, noch Kosten zu sparen — Fremde werden angezogen, geachtet, unterstützt und geliebt — So bringt dann jeder Tag ihren Flor auf einen höheren Gipfel. Ihr Inneres und Aeusseres liebkoset dem Auge des Fremden, und die Physiognomie ihrer Bewohner hat den hellen aufgeweckten thätigen kraftvollen Ton, der ein Eigenthum der beschriebenen Charaktere ist —

Aus diesen Beispielen, die ich deswegen wählte, weil man sehr viele Parallelen damit ziehen kann, erhellet nun, wie ich hoffe, deutlich genug, wie sich Lokalphysiognomien und Charaktere aus sehr gegründeten physikalischen Ursachen erklären lassen, deren Unterschied die Layen der Physiognomik eben deswegen, weil sie ihn nicht erklären können, insgemein läugnen.

So wies nun mit Lokalphysiognomie und Charakter bewandt ist, so verhält sichs auch mit der Physiognomie und dem Charakter ganzer Nationen, sie wohnen gleich unter einerley Breite oder nicht.

Es würde ein eignes Buch erfordern, wenn man alle die natürlichen Ursachen, die auf Physiognomie und Charakter ohngefähr eben den Einfluß, als die Ausdünstungen nach dem eben

Gesagten haben, detailliren, und wie, und wo sie denselben haben, ausführlich zeigen wollte.

Der abgemessene Raum dieses Abschnitts verstattet mir nur noch einiger, aber blos obenhin, zu gedenken.

Jedes Land, jede Gegend ist besonderen Winden ausgesetzt, die da vorzüglich und anhaltend wehen. Der Einfluß der Winde auf unsere Gemüthsstimmung und körperliche Beschaffenheit ist aber sehr verschieden. Bey dem Stürmen, Heulen und Toben eines rauhen brausenden Nordwindes sind wir mürrisch und ungeduldig — Der heiße Strom des Südwindes erfüllt uns mit Phlegma und Unthätigkeit — Mit den finsteren Regenwolken, die uns der Westwind bringt, ergießt sich Trübsinn und Kleinmüthigkeit in unsere Seele. Der Ostwind ist uns in unserem Clima noch der zuträglichste. Er stärkt unsere Gesundheit, heitert die Seele auf, spannt die Muskeln und Fibern des Körpers, und giebt uns neues Leben und Thätigkeit.

So sind auch manche Länder und Gegenden häufigeren und unerwarteteren Abwechselungen der Witterung unterworfen, als andere. Dies muß ganz natürlich Unbeständigkeit

in

in den Gesinnungen und Entschlüssen ihrer Bewohner herfürbringen, da ihnen ihr Clima die Beständigkeit in ihren Unternehmungen so zu sagen von selbst verbietet, und sie an das Gegentheil gewöhnet.

Gebürge und Ebenen haben auf den Charakter und das Aeussere ihrer Bewohner einen eben so entgegengesetzten Einfluß, als sie selbst entgegengesetzt sind. Die Bewohner der Gebürge sind insgemein stärker und expreßiver gebildet, ihre Physiognomietheile sind schärfer und geeckter, und der Ton derselben entschlossener, muthvoller, arbeitsamer und abgehärteter, als der Bewohner großer und fast unbegränzter Ebenen. Auf männlicheren nordischen Charakter, den vermuthlich die kältere und reinere nicht sehr durch Ausdünstungen alterirte Luft, die sie in ihren Wohnsitzen genießen, bey ihnen hervorbringt, ist deswegen leicht der Schluß zu machen. Deswegen liefern auch die Gebürge die tapfersten und die Beschwerlichkeiten des Kriegs am längsten ausdaurenden Soldaten — Beyspiele und Beweise hiervon mögen die Schotten und Schweitzer seyn —

Die besondere Gattung von Lebensmitteln jedes Landes, ist ebenfalls eine sehr reichhaltige physiognomische Erkenntnißquelle. Schon aus der Beschaffenheit des Brodtes und des Wassers, die nach Verschiedenheit der Oerter gar mannigfaltig, wie die Erfahrung lehret, abwechselt, ließe sich vieles herleiten. — Beurtheilen doch die Oberländer die Westphälinger nach ihrem groben schwarzen Brod, oder sogenannten Pumpernickel, und einigen andern Nahrungsmitteln, z. E. einer gewissen Gattung von Bohnen, die anderwärts nur eine Speise der Schweine sind. — Man wird aber fast in allen Journalen, die jemals in Westphalen herausgekommen sind, ja sogar in besonderen Dissertationen der westphälischen Archigymnasien, diese Art von physiognomischer Beurtheilung, mit sehr vieler Gelehrsamkeit widerlegt finden. — Unterdessen ist so viel gewiß, daß um je rauher, und je schlechter appretirt die Nahrungsmittel eines Menschen sind, um desto rauhere und schlechtere Nahrungssäfte, die mit der Zeit im Physiognomischen sichtbar werden, sie ihm auch geben, wobey dann freylich die Gemüthsstimmung nicht unverändert bleiben kann. — Man lasse ein vornehmes Leckermaul eine Zeitlang bey einem Bauer, oder den Bauer

in

in einer herrschaftlichen Küche, in die Kost gehen — Was werden sich da die Physiognomien und Gemüthsstimmungen verändern! — Wie enthüllt sich nicht nach und nach eine verfeinerte Physiognomie aus einem bey einer Herrschaft zum Bedienten angenommenen Bauerjungen, wenn das ungewohnte Wohlleben erst auf seinen Magen zu wirken beginnet. — Die Getränke vermögen nun noch viel mehr über das Aeussere und Innere des Menschen, als die Speisen. — Nicht zu gedenken, daß sie ihn nicht selten seiner Vernunft, seiner Güter, seiner Ehre, sogar seines Lebens berauben, und ihn zu seiner Schande tief unters Vieh erniedrigen — daß sie bey fortgesetztem unmäßigem Gebrauch die Physiognomie so äusserst entstellen und verunädeln, daß auch das ungeübteste physiognomische Gefühl, den Trunkenbold selbst dann, wann er nüchtern ist, nicht verkennen kann, — so bringt doch der mäßige Gebrauch schon, nach Beschaffenheit der Getränke, augenscheinliche Physiognomie- und Charakterveränderungen hervor. Der Wein z. E. macht mager und aufgeräumt, das Bier fett und phlegmatisch, der Brandwein aufgedunsen und unthätig. Man kann dieß auf diejenigen Nationen anwenden, bey denen diese

oder jene Gattung von Getränken einheimisch oder doch am gewöhnlichsten ist, z. E. bey den Ungarn, Rhingauern, Mosellanern, Franzosen, Spaniern u. s. w. der Wein, bey den Ober- und Niedersachsen das Bier, bey den Polaken der Brandwein u. s. f. Hieraus wird man manches in der Nationalphysiognomie und dem Charakter erklären können. — Welche Metamorphosen hat nicht das Getränke des Caffees und Thees hervorgebracht. — Wie sehr enerviren wir dadurch unsere Kräfte und schwächen unsere Gesundheit. — Wie rüstig, kraftvoll und thätig waren nicht unsere Vorfahren bey ihren Biersuppen und andern unserem Clima angemessenern Nahrungsmitteln. Unsere ehrwürdige Greise und Altmütter verdienen deswegen Beifall, wenn sie ihre Zeiten den unsrigen vorziehen, und sich recht von ganzem Herzen über die unter uns eingerissene Caffeepest ereifern. — Besonders hat dieses schädliche Getränk, (wenn man auch die ungeheuren Geldsummen nicht rechnet, die es aus dem Lande ziehet —) in der arbeitenden Classe von Menschen unsägliches Unheil angerichtet. — Den Handwerker z. E. hat es den Müßiggang und Weichlichkeit der Vornehmen gelehrt, wovon er sonst nichts würde gewußt haben. —

Um

Um des Caffees nicht beraubt zu seyn, entzieht er sich und seiner Familie andere reellere Nahrungsmittel, weil sein Verdienst nicht auch zu diesen hinreichend ist. — Und so ists dann kein Wunder, wenn auch die einträglichsten Metiers heut zu Tage ihren Mann nicht mehr ernähren. — Wenn die Zahl der Bettler sich von Tag zu Tag vermehret. — Man klagt durchgängig über den Verfall der Nahrung — Man sollte aber lieber über den Caffee als die einzige Ursache desselben klagen. — Die Physiognomie- und Charakterveränderungen, die der Caffee bey dem andern Geschlecht hervorbringt, verdienen vorzüglich die Aufmerksamkeit des Physiognomen. Das gelbliche Gesicht einer Caffeeschwester verkündet ihm, ohne einmal auf den Physiognomieton zu sehen, eben so zuverläßig eine schlechte Haushälterinn, Schwätzerinn, Verläumderinn, als die kupferne Nase eines Brandweinsäufers ihre Lüderlichkeit verkündet. — Zu den Nahrungsmitteln könnte man auch den Gebrauch des Rauchs- und Schnupftabaks fügen. Daß diese Dinge ins Physiognomische eben sowohl als jene Einfluß haben, ist eine auch dem ungeübtesten physiognomischen Gefühl bekannte Sache. —

Doch

Doch wann würden wir fertig werden, wenn wir uns bey dieser so unerschöpflichen Materie länger verweilen, und noch die Wirkungen z. E. der Nationallebensart, der Beschäftigungen, der Kleidungen, der Moden, der Sitten und Gebräuche, der Gesetze, der Regierungsform, der Religion, und noch hundert anderer Dinge, auf Nationalphysiognomie und Charakter zeigen wollten? — Die Geschichte belehret uns, daß, je nachdem sich diese Dinge bey gewissen Völkern durch diese oder jene ihnen vortheilhafte oder nachtheilige Catastrophen und Revolutionen verändert haben, auch ihre Physiognomie und Charakter entweder zu ihrem Vortheil oder Nachtheil verändert worden sey. Wir könnten zum Beispiel die Griechen und Römer anführen, wenn dieser Satz eines ausführlichen Beweises bedürfte. Zum Ueberfluß will ich eine Stelle aus der von Herrn Schlözern herausgegebenen Amerikanischen Erdbeschreibung hersetzen, weil mir diese von ungefähr auffällt.

„Die Mexikaner, heißt es, schienen in Ansehung ihres Genies, Temperaments und ihrer Gebräuche, seit ihrer Unterjochung durch die Spanier, sehr stark ausgeartet zu seyn.

„Sonst

„Sonst waren sie sinnreich, umgänglich, gesittet und edelmüthig, ausser daß sie Menschen opferten; jetzt aber sollen die, die unter den Spaniern wohnen, verrätherisch und dumm seyn. Die Häuser, Bilder, Malereyen und das Schnizwerk, die baumwollenen Tücher, die verarbeiteten und zu schönen Gemälden gemachten Federn, und viele andere Stücke der Kunst, verrathen das Genie der alten Mexikaner; und der Verlust aller dieser Dinge ist ein Beweis von der Abnahme dieses Genies. — Die Ursache hiervon aber läßt sich leicht angeben. Ihre Tempel und Bilder, an die sie alle Macht der Kunst verschwendet hatten, wurden zerstört, und sie selbst wurden in eine Art von Knechtschaft gestürzt, und gezwungen in den Bergwerken zu arbeiten, um den Geiz ihrer neuen Herren zu befriedigen, also ist es kein Wunder, daß sie allen Muth verloren haben Talente auszubilden, die ihr Elend nur mehr vergrößern, und ihnen statt Belohnungen Schläge zuziehen würden. — Ueberdem machte die Einführung der europäischen Künste und Manufakturen, und der mechanischen Werkzeuge, daß die Indier ihre schlechteren verachteten, und ihren Gebrauch bald völlig vergaßen, ohne daß sie bey ihren

„skla-

„sklavischen und niedrigen Arbeiten, auf die sie
„eingeschränkt waren, sich einige Geschicklich-
„keit in den übrigen feineren Arbeiten zu erwer-
„ben fähig gewesen wären. — Warum sollte
„auch ein Indier sich Mühe geben, Talente zu
„bekommen, da seine Knechtschaft hierdurch
„ihm nur beschwerlicher werden würde, oder
„warum sollte er sich angelegen seyn lassen
„Schätze zu sammeln, von denen er weiß, daß
„ihm solche sein despotischer Herr nach Gefal-
„len rauben kann? — Diejenigen Indier hin-
„gegen, die in Gebürgen und anderen Gegen-
„den ihre Freyheit noch erhalten haben, sind
„noch ein gutes, edelmüthiges und leutseliges
„Volk, noch gänzlich unbefleckt von den schmu-
„tzigen Lastern, und den verdorbenen Sitten
„der Bewohner der Spanischen grösseren und
„kleineren Städte. Sie bringen ihre Zeit mit
„Jagen, Fischen und dem Feldbau hin, bauen
„nur wenig Land, und säen und pflanzen nur
„so viel als gerade die Natur erfordert, und
„opfern gar nichts den Lüsten, die sich nur auf
„Schwelgerey gründen rc."

Die Realität, der Zusammenhang und der wechselsweise Einfluß der Nationalcharaktere und Physiognomien ist also ein fester Grund-

stein der Physiognomik und Menschenkenntniß. Aber weg mit allen aristotelischen Detailaphorismen, wenn das Gebäude bestehen soll. z. E. Die, welche schwarze krause Haare haben, wie die Mohren, sind kleinmüthig, heimtückisch, boshaft u. s. w. Ich und meine Leser fühlen ohnstreitig gleichen Ekel mehrere dergleichen zu hören. —

Zum Beschluß dieses Abschnitts muß ich doch noch etwas über die Judenphysiognomie sagen. Sie ist eine Nationalphysiognomie so gut wie jede andere. Aber woher kommts, daß alle die Veränderungen, die doch sonst, wie wir gesehen haben, so mächtig auf Physiognomie und Charakter würken, bey ihr nichts vermögen. Der jüdische Physiognomieton und Charakter bleibt in allen Climaten, in allen Gegenden, bey allen Lebensarten, Nahrungsmitteln u. s. w. derselbe. Einige Nüancen bemerkt man wohl, z. E. daß der Physiognomieton des polnischen Juden anders gestimmt ist als des Deutschen, des Holländischen oder Portugiesen — Aber da ist lange die große auffallende Nationalverschiedenheit nicht als bey europäischen Völkern, und der Charakter bleibt ganz unverändert. — Die Enthaltung von gewissen Speisen,

sen, ihre Religionsgebräuche u. d. gl. sind ohne andere hinzukommende natürliche Ursachen noch nicht hinreichend, das Jüdische ihrer Physiognomie zu erklären, und andere Ursachen können wir doch nicht angeben. — Die Judengesichter, und überhaupt ihr ganzes Aeusseres und Inneres sind folglich ein physiognomisches Wunder, das sich nur aus höheren Erkenntnißquellen verstehen lässet. —

Von

äusserliche Verschiedenheit der Bewohner desselben — Noch nie ist diesem Satze widersprochen worden, und nimmer wird ihm widersprochen werden —

Ein Lappe ist nicht so gebildet, denkt und handelt nicht so, wie ein Hottentotte, und beide nicht wie der verfeinerte Bewohner des mittleren Europens. Hier ist physiognomischer Unterschied, wie Tag und Nacht. Hier ist Harmonie der Natur in dem äussersten und mittelsten Grade —

So sehr nämlich das Aeussere und Innere des verfeinerten Europäers von dem Aeusseren und Inneren des Lappen und Hottentotten, und dieses unter beiden abstehet, eben so lassen sich noch viele physiognomische Mittelgrade gedenken, die zwar, in sofern sie auf einander folgen, nicht so augenscheinlich von einander abstehen, bey deren jedem aber doch die Natur eben die Harmonie des Aeusseren mit dem Inneren beobachtet hat, als bey dem genannten äussersten und mittleren Grade.

Daher kommt es, daß bey Völkern, deren Wohnsitze an einander gränzen, die Nationalphysiognomie durch eine fast unmerkliche Nüance von einem zum anderm übergeht, eben so, wie die Sprachen, Sitten, Gebräuche, Lebens-

arten u. d. gl. unvermerkt übergehen, dergestalt, daß der Unterschied nicht ehe auffallend wird, bis man zwischen zwey Völkern das mittlere gleichsam heraushebt, und alsdann jene mit einander vergleicht. Hat nun die Natur dies schon gethan, hat sie Völker durch weite Meere, durch unwegsame Wüsteneyen, durch unübersteigliche Gebürge und dergleichen Hindernisse getrennet, so ist es kein Wunder, wenn der Unterschied bis zum Erstaunen frappant wird.

Die Bewohner jeden Welttheils staunen das Aeussere der andern an, weil sie eine himmelweite Verschiedenheit von dem ihrigen darinn erblicken. Und eben so groß ist ihre Verwunderung über die Denkens- und Lebensart der andern, die der ihrigen nicht selten ganz entgegengesetzt ist. Minder unter sich selbst verschieden, nehmen sie ihr Aeusseres und Inneres bey der Vergleichung gleichsam zum Maaßstabe, und halten nach demselben die Bewohner anderer Welttheile, fast für ein besonderes Menschengeschlecht. —

Nicht viel anders verhält sichs, wenn sich Völker ein und eben desselben Welttheils, die aber durch viele Mittelvölker von einander abgesondert sind, mit einander vergleichen. So würde

würde z. E. ein schöner großgebauter Schwede, von blauen Augen und blondem sanftem Haar, gegen den kleinlichen schwarzäugigen, kraußhaarigen Italiener eben so abstechen, als die Bewohner ganz verschiedener Welttheile. —

Ja auch bey Völkern, die unmittelbar an einander gränzen, ist der Unterschied nicht selten auffallend genug. Es wird nur ein geringer Grad physiognomischen Geschmacks dazu erfordert, den Franzosen, den Engländer, den Holländer, den Dänen, den Polaken u. s. w. vom Deutschen zu unterscheiden.

Selbst in einem und eben demselbigen Lande sind die Physiognomien nach den Provinzen verschieden, und in den Provinzen wieder nach den Gegenden, sogar nach einzelnen Städten und Dörfern. — Keiner, der viel gereiset hat, keiner, der in einer Hauptstadt wohnet und da Gelegenheit findet, mit Leuten von allerley Heimathen umzugehen, wird diesem Erfahrungssatze widersprechen.

Eine physiognomische Geographie, oder wenn man lieber will, eine geographische Physiognomik, könnte deswegen mit sehr gutem Recht, Anspruch auf eine Stelle unter den sogenannten desiderirten Wissenschaften machen, von denen aber freylich die meisten, so interes-

sant sie auch seyn würden, nimmer werden bearbeitet werden. Man findet zwar in verschiedenen Lehrbüchern der politischen Geographie einen Anfang davon, da nämlich bey der Beschreibung eines jeden Landes zugleich eine kurze Schilderung des moralischen und physikalischen Hauptcharakters der Bewohner desselben mitgetheilt wird. — Allein vorausgesetzt, daß diese Schilderungen durchgehends glaubhaft sind, daß Nationalstolz oder Nationalhaß, nichts dazu beygetragen haben, so sind sie doch nicht allein äusserst superficiell, sondern sie beziehen sich auch nicht so unmittelbar aufs Physiognomische, und sind folglich dem Physiognomen eben nicht sehr brauchbar.

Kein Theil der Physiognomik läßt sich vielleicht so gründlich behandeln, als der, welcher sich mit Nationalphysiognomie und Nationalcharakter beschäftiget, weil sich für beide sehr viele wahrscheinliche physikalische Ursachen, aus der Situation und übrigen Beschaffenheit eines gewissen Landes aufsuchen lassen, von welchen ich einige zum Beispiel anführen will.

So kann man z. E. den Hauptcharakter der nordischen Völker, größtentheils aus ihrem von Wärme beraubteren, und den Wirkungen

der

der Sonnenstrahlen minder ausgesetzten Clima herleiten. Die Kälte wirkt in unserem gemäßigten Clima schon dergestalt auf unseren Körper und Seele, daß man aus den Wirkungen, die sie bey uns hervorbringt, einen sehr wahrscheinlichen Schluß auf die Bewohner solcher Gegenden machen kann, bey welchen sie beständig herrschet, und die von Jugend auf daran gewöhnt sind. — Sie spannt alle unsere Muskeln und Fibern schärfer an, hemmet die ermattenden Ausdünstungen, benimmt die Zärtlichkeit dem Gefühl, verleihet dem ganzen Körper mehr Kraft und Stärke, und bewürkt dadurch mehr Muth, Arbeitslust, und Entschlossenheit in der Seele. — Wie ungleich munterer, geschäftiger, unverdrossener und uns selbst genügsamer sind wir deswegen nicht auch an einem heiteren frischen Wintertage, als im Sommer wenn brennende Sonnenstrahlen uns austrocknen, die Spannung unserer Muskeln erschlappen, wenn eine schwüle Luft, Trägheit in alle unsere Glieder gießet, und uns schläfrig und unthätig macht? —

Müssen sich deswegen nicht die Bewohner der nordlichen Gegenden, durch vorzügliche Stärke, Muth, Geschäftigkeit, Unverdrossen-

heit und dergleichen Charaktere, die sich aus diesen herleiten lassen, von den Bewohnern der südlichen eben so unterscheiden, wie ihre Climate unterschieden sind? — Die Erfahrung bestätiget diese Muthmaßung vollkommen. Die Niederteutschen, Engländer, Dänen, Schweden, Russen u. s. w. haben nach dem Geständniß aller Nationen diese Charaktere gemein. Sie sind tapfere, entschlossene, arbeitsame Völker, groß, stark und schön gebauet, und durch ihr Inneres und Aeusseres, weit auffallender von den südlichern Völkern, als unter sich selbst verschieden. Schon die ehemaligen Bewohner dieser Gegenden, deren Charakter uns die Geschichte aufbehalten hat, z. E. die Celten, Cimbrer, Teutonen, Angeln, Gothen u. s. w. waren so beschaffen, zum unläugbaren Beweis, wie unveränderlich der Einfluß des Climats zu allen Zeiten aufs Innere und Aeussere seiner Bewohner sey.

Uebermäßige Kälte wirkt Erstarrung, Plumpheit, und bringt vielmehr Verdrossenheit und Unthätigkeit, als Muth und Thätigkeit hervor, sie entstellt den Körper, und macht ihn unfähig, solche Handlungen vorzunehmen, welche große Geschicklichkeit und Feinheit erfordern.

dern. Man kann dieses auf die Bewohner der allernordlichsten Gegenden, die des wohlthätigen Einflusses der Sonnenstrahlen ganze Monate lang beraubt sind, z. E. auf die Grönländer, Lappen und russischen Amerikaner anwenden, und ihren Charakter fast eben so umständlich daraus herleiten, als er uns in den Welt- und Reisebeschreibungen geschildert wird. Diesen zu Folge sollen diese Völker eine äußerst entstellte Physiognomie haben, und in einer unbeschreiblichen Rauhigkeit und Unthätigkeit leben.

Selbst den kurz vorher beschriebenen Völkern wirft man noch einige Plumpheit und Rauhigkeit vor. Bey den nördlichern kann dieses aus den angeführten Gründen wohl wahr seyn. Aber bey den südlichern scheint es vielmehr ihr kriegerischer Muth, ihr gesetzteres ernsthaftes Naturell, ihre mindere Fähigkeit zur Verstellung, so zu erfordern, daß theils ihre Denkungsart nicht so verfeinert, und theils ihr Physiognomisches etwas härter und unbeugsamer ist, als bey andern Völkern.

Auf ähnliche Art kann man auch den Charakter der südlichen Völker, oder vielmehr derjenigen, deren Wohnsitze sich auf beiden Halbkugeln dem Aequator nähern, aus den Wirkungen

gen der Wärme herleiten. Sie sind größtentheils weichlich, wollüstig, unthätig, unentschlossen, verzagt, furchtsam, und weder an Seele noch an Körper groß. Kurz, ihr Inneres und Aeusseres verhält sich nach physiognomischer Analogie, und nach dem Ausspruch der älteren und neueren Erfahrung eben so gegen das Innere und Aeussere der Bewohner Nordens, wie das weibliche gegen das männliche Innere und Aeussere — Schon Aristoteles sagt: „Diejenigen Völker, welche die nordlichern Gegenden bewohnen, ja fast alle Europäer, sind entschlossen und muthig, fließen von Kraft und That über. Die Bewohner Südens hingegen, und insbesondere die Asiater, ob sie gleich feiner und ingeniöser als jene sind, sind alles Muthes und Entschlossenheit beraubt, und bringen ihr unthätiges Leben deswegen auch in beständiger Unterwürfigkeit und Sklaverey zu.“ —

Aus dem Charakter der südlichen und nordlichen Völker fließt nun der Charakter der Bewohner der mittleren Climaten ganz natürlich. Er muß nämlich eben so die Nüance zwischen beiden seyn, als die gemäßigte Zone die Nüance zwischen der heißen und kalten ist. Oder

das

das gemäßigte Clima muß fast eben die Wirkungen in ihrem Inneren und Aeusseren hervorbringen, die eine gemäßigte Wärme bey uns hervorbringt. Wie aufgeheitert, wie zur Freude gestimmt befinden wir uns nicht an einem schönen Frühlingstage, wenn die wiederkehrende Sonne erwärmt, ohne zu brennen, wenn die Luft von Kälte und stürmischen Winden befreyt ist, ohne mit schwülen Dünsten angefüllt zu seyn. Welche Leichtigkeit ergießt sich dann nicht in unsern Körper, welches Wonnegefühl belebt dann nicht jede Ader —

Der Charakter der Bewohner der mittleren Climaten entfernt sich folglich gleich weit von der nordischen Rauhigkeit, und der südlichen Weichlichkeit. Stimmung zur Freude ist der Hauptzug in demselben, aus welchem sich sehr vieles herleiten und erklären läßt. Es fehlt ihnen nicht an Muth, Entschlossenheit und Thätigkeit. Doch sind sie weiter von Ernsthaftigkeit, als von Leichtsinn und Flatterhaftigkeit entfernt — Ihre Körperbildung stimmt vollkommen damit überein. Ihre Muskeln sind weder stark angespannt, noch erschlappt, sondern von einer sehr wirksamen Federkraft belebt. Ihre Glieder zart und agil. Ihr Wuchs

mittelmäßig und geschlank. Ihr Physiognomieton heiter, und mit Munterkeit gewürzt — Man vergleiche nun mit dieser Schilderung die älteren und neueren Bewohner z. E. Natoliens, Griechenlandes, Italiens, Frankreichs u. s. w. so wird man dieselbe bestätiget finden. Deswegen sind auch diese Länder von jeher das Vaterland der schönen Geister und Künstler gewesen, und die größten Dichter haben darinn geblühet — Keiner andern Ursache ist dieses zuzuschreiben, als weil ihr angenehm erwärmtes Clima das Genie erweckt, die Empfindsamkeit erhöht, schärft und verfeinert, der Seele mehr Schwungkraft und Wonnegefühl mittheilt, und sie mit edler Wirksamkeit belebet —

Es würde uns in ein unermeßliches Detail führen, wenn wir den Einfluß der Climate auf Nationalphysiognomie und Charakter weiter entwickeln und durch mehrere Nüancen zeigen wollten. Wir würden die geographische Physiognomik würklich abhandeln müssen, wozu noch nicht Data genug gesammlet sind, und die auch überhaupt eines Menschen Werk nicht ist. Genug, daß dieser Einfluß so unläugbar ist, daß dasjenige, was man aus physikalischen Gründen davon muthmaßet, auch

würklich durch die Erfahrung zu allen Zeiten bestätiget wird.

Zum Ueberfluß könnte man sich noch auf die Thiere berufen, die diesen Einfluß ebenfalls durch ihr nach den verschiedenen Himmelsstrichen unter welchen sie leben, veråndertes Aeusseres und innere Eigenschaften bekråftigen. Ich will zum Beispiel nur der Pferde gedenken. Ist nicht ein tartarisches, arabisches, türkisches, polnisches, deutsches, dånisches, ostfriesisches, englisches, spanisches u. s. w. von jedem der genannten durch seine Kórperbildung und Eigenschaften eben so augenscheinlich verschieden, als die vernünftigen Bewohner ihrer Stammörter verschieden sind? —

Ja sogar an den Pflanzen bemerkt man den Einfluß des Climats. — Dies darf gar keiner Erklårung und keines Beweises. —

Doch ists das Clima nicht allein, das die so auffallenden Nationalphysiognomie und Charakterverschiedenheiten bewürkt. So hat z. E. Engelland mit Holland, Niederteutschland, Dånnemark, dem untersten Theile von Schweden, mit Polen einem großen Theile von Rußland und der Tartarey, einerley Clima. — Ob nun wohl gleich die Bewohner der genannten Långer viele Hauptcharaktere mit einander

gemein haben, so herrscht doch noch eine so große Verschiedenheit ihrer Körperbildungen und Gemüthseigenschaften unter ihnen, als man sich kaum zwischen solchen Völkern, die unter ganz andern Breiten wohnen, vorstellen kann. Welch ein Abstand der Physiognomie und Denkungsart eines Britten, mit der Physiognomie und Denkungsart z. E. eines Polaken! —

Aber man findet auch ausser dem Clima, noch natürliche Ursachen genug in der individuellen Situation und Beschaffenheit jedes einzelnen Landes, woraus man, wo nicht alle, doch die meisten, Verschiedenheiten sehr wahrscheinlich erklären kann.

So haben z. E. für England die schweflichen von dem Steinkohlen-Boden aufsteigende Dämpfe vermischt mit den Dünsten der See, die häufigen Nebel u. d. gl. vermuthlich die Schuld an den ausserordentlichen Hang zur Schwermuth seiner Bewohner, wodurch sie sich fast für allen Nationen des Erdbodens auszeichnen. — Und dieser Hang zur Schwermuth bringt dann eine Menge anderer Charaktere hervor, die man bey andern Völkern ebenfalls in dem Maaße nicht findet. Er macht sie z. E.

pensiv,

pensiv, erfinderisch, fähig zum Studio der ernsthaftesten und abstraktesten Wissenschaften, stählt ihre Geduld zu ungeheuren Unternehmungen, macht sie trotzig im Glück, und eben so verzagt im Unglück, woher es dann kommt, daß in keinem Lande der Selbstmord häufiger ist als hier. —

Wir bewundern die Güte der englischen Waaren und Arbeiten, die feinen Erfindungen, die dabey angebracht sind, den Fleiß und die Zierlichkeit, mit welcher alles ins reine gearbeitet ist, als ein besonderes Produkt des englischen Nationalcharakters. — Und dies ists allerdings — Keine andere als eine zur Schwermuth, und dadurch zum Erfinden, und zur geduldigen und sorgfältigen Ausführung gestimmte Nation, würde uns solche Waaren und Arbeiten liefern. Wie plump und nachläßig gearbeitet sind z. E. nicht die deutschen gegen dieselben, wenn sie auch nach jenen verfertiget worden. Ihre Physiognomie verräth sie schon, ob man gleich ihre Güte noch nicht auf die Probe gestellt hat.

Der Hauptcharakter der Holländer ist Phlegma, woraus sich dann ferner ihre Liebe zur Bequemlichkeit und Reinlichkeit, ihre ungenirte

nirte Lebensart, ihre Plumpheit, und noch viele andere Charaktere theils herleiten, theils erklären lassen. Aber wird ein mit so vielen Flüssen und so viel tausend Canälen durchschnittenes und noch überdies von der See begränztes Land, dessen Luft von den beständigen Ausdünstungen des Wassers geschwängert, fast mehr Nebel als Luft ist, wird ein solches Land wohl jemals andere als phlegmatische Einwohner haben? — Mit welchem Phlegma erfüllen uns nicht schon einige trübe, nebeliche Novembertage, die ununterbrochen auf einander folgen, und wie werden wir nicht auf einmal von dieser Krankheit befreyet, wenn etwan die Stralen der Sonne oder heftige Winde die Nebel zerstreuen, und die schwere Luft wieder erleichtern? —

Es ist wohl nicht zu zweifeln, daß in jedem Lande besondere Gattungen von Ausdünstungen herrschen, welche, so unmerklich und von andern ununterscheidbar sie auch immerhin seyn mögen, doch einen sehr großen Einfluß auf den Körper und dadurch auf die Seele haben. Nimmt man dies für eine erwiesene Wahrheit an, (und ich glaube, daß man in der Beschaffenheit des Bodens, der Mineralien und Vege-

tabilien

tabilien fast an jedem Orte den Beweis dafür finden würde;) so ist dieser Satz eine reiche Quelle von mancherley Erklärungen sonst unerklärbarer Phänomene. — Z. E. woher es komme, daß manche Länder, Gegenden und Oerter gesünder oder ungesünder, angenehmer oder trauriger sind als andere? — Es wird wohl kein Reisender seyn, der nicht die Erfahrung gemacht hätte, daß der Aufenthalt in gewissen Ländern und Städten, die doch eben keine sonderliche Vorzüge haben, behaglicher sey als in andern, und das im Gegentheil viele, ohngeachtet ihrer schönen Lage, ihrer fürtreflichen Bauart, und der Geselligkeit ihrer Bewohner doch eine gewisse heimliche Melancholie einflößen. — Wenn man die Situation solcher Oerter und die Beschaffenheit des Bodens genauer betrachtet, so wird man nicht selten die Ursache davon angeben können.

So ist z. E. Potsdam ohnstreitig eine der schönsten Städte von Deutschland. Ihre Häuser sind meist Palläste, die in Rom und Florenz stehen könnten. Die Situation der Gegend ist abwechselnd und reizend. Natur und Kunst haben gleich stark für das Vergnügen der hiesigen Bewohner gesorgt. — Und doch

doch wollen sich viele Reisende hier ennuyirt und in Ansehung der Aufgeräumtheit einen merklichen Unterschied, zwischen hier und andern Orten, und insbesondere Berlin empfunden haben. Sollte es bey den meisten nicht bloße Einbildung gewesen seyn, so ist die Ursache in den Ausdünstungen der vielen Seen, die nebst der Spree diese Stadt fast zu einer Insel machen, und wegen der ringsherum befindlichen Berge nicht so leicht vom Winde zerstreuet und weggeführt werden können, zu suchen.

So kenne ich in einem gewissen Creise Deutschlandes zwo Städte, die kaum drey Meilen von einander entfernt, und nichts destoweniger in Ansehung des Inneren und Aeusseren ihrer Bewohner, der Annehmlichkeit und Unannehmlichkeit für Fremde, eine frappante Verschiedenheit haben, wovon ich den Grund ebenfalls in der Beschaffenheit des Bodens gefunden zu haben glaube. Die eine dieser Städte liegt nämlich auf einem gleichsam trichterförmigen Boden. Sie ist ringsum mit einem hohen Wall umgeben, auf welchem eine noch viel höhere Mauer nach alter Befestigungsart stehet, dergestalt daß man von außen kaum die Dächer der Häuser gewahr wird, sondern nur

Von den Temperamenten.

Wir steigen in der Prüfung der physiognomischen Beurtheilungsquellen höher auf, und kommen nun zu einer, die ungleich ergiebiger und bewährter ist, als die bisher abgehandelten — nämlich zur Beurtheilung nach den Temperamenten. —

Diese gründet sich schon mehr aufs Innere des Menschen, da im Gegentheil die Beurtheilung nach Thier- Geschlechts- und Nationalähnlichkeit, bloß beym Aeusseren stehen bleibet,

und eben deswegen nur mehr als zu oft getäuschet wird, und Spiele des Witzes für untrügliche physiognomische Zeichen hält. —

Die Väter der Arzneywissenschaft, Galenus und Hippokrates, setzten den Unterschied der Temperamente schon fest. Sie bemerkten, daß sich einerley Krankheit bey allen Menschen nicht auf einerley Art äussere, sondern daß sich ihre Heftigkeit oder Gelindigkeit, und ihre verschiedenen Symptomen, ingleichen die Schwerheit oder Leichtigkeit sie zu heilen, nach der Constitution des Patienten, das ist, nach der Beschaffenheit und dem Verhältniß der festen und flüßigen Körpertheile, oder mit einem Wort, nach dem Temperament richteten. Deswegen suchten sie dieses gründlich zu studieren, seine verschiedene Gattungen zu unterscheiden, seinen Einfluß in Gesundheit, Krankheit und Genesung zu erforschen, und es durch äusserliche Zeichen kennen zu lernen, damit sie die Heilart in jedem vorkommenden Fall darnach einrichten könnten. Dadurch entstand eine Art medicinischer Physiognomik, die bey ihnen schon auf einem so hohen Gipfel der Vollkommenheit war, daß insbesondere Hippokrates einigen Anekdoten zu Folge aus dem bloßen

ersten Anblick eines Patienten, mit untrügli-
cher Gewißheit über dessen Leben und Tod ent-
scheiden konnte.

Aristoteles machte von der Temperamen-
tenlehre einen allgemeineren Gebrauch, und
gründete eine Menge Aphorismen auf dieselbe,
die mehr auf die Erkenntniß des moralischen
Charakters, als des medicinischen gerichtet wa-
ren. Das ihm seine Nachfolger in der Natur-
lehre und Physiognomik, auch hierinnen folg-
ten, seine Aphorismen vermehrten und berich-
tigten, und dadurch das physiognomische Ge-
bäude ansehnlich erweiterten, auch zum Theil
fester gründeten, läßt sich leicht gedenken.

Aber die Alten schöpften aus dieser physio-
gnomischen Erkenntnißquelle, selbst durch die
Physiognomik. — Sie kannten die Tempera-
mente mehr von außen herein, als von innen
heraus. Sie begiengen folglich im Physio-
gnomisiren allemal einen Cirkel, so oft sie ihre
Beurtheilungen auf dieselbe gründeten. Kein
Wunder also, wenn es ihnen die Neueren durch
Hülfe der Anatomie, Physiologie und Chymie
unendlich weit zuvor thun. Durch diese Wis-
senschaften, die jenen fehlten, ist man erst recht
ins Innere der Temperamente eingedrungen,

man hat ihre eigentliche Bestandtheile und Vermischungen entwickelt, man hat ihren Einfluß auf die Eigenschaften des Körpers und der Seele, so zu sagen mit mathematischer Gewißheit bestimmt, und diese Bestimmungen durch wiederholte Erfahrungen bestätiget gefunden. — Daher kommts dann, daß heut zu Tage jeder geschickte Arzt zugleich auch ein guter Temperamentenphysiognom ist, ja das er sogar das erstere nicht einmal seyn kann, ohne zugleich das leztere zu seyn. —

In der That giebt es viele Aerzte, die es in diesem Theile ihrer Kunst so ausserordentlich hochgebracht haben, daß sie es mit einem Hippokrates aufnehmen könnten, und deswegen auch in einem für sie sehr vortheilhaften Rufe stehen; und die dem ohngeachtet, sollte man's wohl denken? — nicht selten sehr schlechte Menschenkenner sind, ja wohl gar die moralische Physiognomik für eine Chimäre halten. — Doch dieses ist nun einmal das Schicksal dieser Wissenschaft, daß sie von denen am hartnäckigsten geläugnet und am meisten bestritten wird, die doch den stärksten Gebrauch davon machen, ja selbst in einer Art derselben groß sind, wie wir oben das Beispiel des Herrn Grafen von Büffon angeführet haben.

Wir wollen die Lehre von den Temperamenten hier nur in so fern abhandeln, als sie bisher unter den eigentlichen Physiognomen gång und gäbe gewesen, und zu Erforschung moralischer Charaktere gebraucht worden. — Auf den medicinischen Theil derselben müssen wir Verzicht thun, weil wir uns sonst in eine weitläuftige, physiologische, chemische und semiotische Abhandlung verwickeln würden, zu der ich vielleicht eben so wenig Geschicklichkeit, als mein Leser, der kein Arzt ist, Geduld haben würde.

Schon in gemeinen Leben wird der Temperamente öfter gedacht, und es ist bekannt, daß man ihre Anzahl bloß auf viere einschränkt, für welche man auch nur eigne Namen hat, und diese sind das sanguinische, phlegmatische, cholerische und melancholische — Vielleicht ist dies der Zahl zu gefallen geschehen. Denn gleich wie vier Elemente, vier Jahrszeiten, vier Himmelsgegenden, vier Stufen des menschlichen Alters u. s. w. sind, so mußten auch nicht mehrere und nicht wenigere Temperamente als viere seyn, ohnerachtet sich ihre Anzahl eben sowohl höher als niedriger hätte ansetzen lassen, wie wir bald sehen werden.

Es fehlt nicht an mancherley Hypothesen, wodurch man diese Zahl zu rechtfertigen, und zugleich die Temperamente zu erklären gesucht hat. So nimmt man z. E. vier Haupteigenschaften der Materie an, nämlich **Wärme** und **Kälte, Trockenheit** und **Feuchtigkeit**. Weil nun diese Haupteigenschaften auch bey den Bestandtheilen des menschlichen Körpers statt finden müssen, aber doch nicht alle in gleichem Maaße statt finden können, sondern bey jedem Individuo in einem anderen Verhältniß stehen, und folglich über einander prädominiren; so werden durch dieses Prädominium einer der genannten vier Haupteigenschaften, vier Temperamente bewürkt, welche man **einfache** nennet. Nämlich, wenn der Leib mehr Wärme als Kälte, Trockenheit oder Feuchtigkeit besitzt, so wird ihm ein warmes Temperament zugeschrieben, eben so ein kaltes, trockenes oder feuchtes, je nachdem die übrigen drey Haupteigenschaften in geringerem Maaße vorhanden sind.

Allein diese so genannte vier einfache Temperamente bestehen nur in der Einbildung. Dann es läßt sich kein Körper gedenken, der z. E. nur bloß warm, und nicht zugleich auch

eben so trocken oder feucht wäre. Zu geschweigen, daß ein Temperament schon vermöge seines Begriffs das einfache ausschließet, und vielmehr auf einer gewissen Vermischungsart desselben beruhet.

Man wurde deswegen bewogen zu untersuchen, was aus der verschiedenen Verbindung der vier Haupteigenschaften entstünde, und diese Untersuchung führte ebenfalls wieder zu vier Temperamenten, welche dann den Namen der **zusammengesezten**, oder der Temperamente im eigentlichsten Verstand empfiengen.

Man sollte denken, daß ihre Zahl durch die verschiedene Verbindung ungleich höher würde gestiegen seyn, je bekannter es ist, daß sich auch aus einer sehr geringen Anzahl einfacher Dinge, demohngeachtet sehr mannichfaltige Verbindungen hervorbringen lassen.

In der That kommt es vielen sonderbar vor, daß wenn man vier einfache Temperamente annimmt, man doch nicht mehr als auch nur vier zusammengesetzte herausbringen kann. Diesen zu gefallen setze ich folgendes Schema her, woraus sie es ganz deutlich werden begreifen können. Man benenne nämlich jedes einfache Temperament mit einem besonderen Buchstaben, und zwar das Warme mit W,

das Kalte mit K, das Trockene mit T, und das Feuchte mit F, so ist offenbar, daß so viele zusammengesetzte Temperamente als Zusammensetzungen dieser Buchstaben möglich seyn, und diese Zusammensetzungen sind folgende:

WKTF	WK
WKT	WT
WKF	WF
WTF	KT
KTF	KF
	TF

Allein da Wärme und Kälte, Trockenheit und Feuchtigkeit entgegengesetzte Dinge sind, von denen eins das andere aufhebt, so entstehet in allen den Formeln des Schematis, in welchen die Buchstaben W und K, T und F zusammenkommen, ein Widerspruch, und folglich wird das durch sie bezeichnete Temperament unmöglich.

Wenn wir nun das Schema durchgehen, so müssen wir gleich das erste W K T F wegstreichen, weil sich der eben angeführte Fall der Unmöglichkeit zweymal dabey eräuget. — Es ist deswegen um desto mehr zu verwundern, wie einige dieses Temperament haben statuiren, und

und ihm den widersinnischen Namen des temperirten Temperaments geben können. Sie bildeten sich nämlich ein, daß zwischen allen Temperamenten auch ein solches statt fände, das mit jenen zugleich nichts und zugleich auch alles gemein hätte. Allein es widerlegt sich schon aus der bloßen Erklärung.

Gehen wir im Schema weiter, so müssen wir ferner die Formeln W K T, W K T, weil darinnen die Buchstaben W und K, und eben so die Formeln W T F, und K T F, weil hierinnen die Buchstaben T und F vorkommen, wegstreichen.

Hieraus läßt sich einsehen, daß es überhaupt nicht möglich sey, daß drey einfache Temperamente ein zusammengesetztes hervorbringen können, sondern daß sich diese Möglichkeit bloß auf zwey einschränke.

Wenn wir nun die zwote Reihe des Schematis ansehen, so finden wir, daß in derselben das erste und letzte, nämlich W K, und T F der angeführten Gründe wegen ebenfalls unmöglich sey. Folglich bleiben nur die vier mittleren W T, W F, K T, und K F übrig, als die einzigen zusammengesetzten, deren Möglichkeit sich behaupten läßt.

Wollte man diese nun wieder als einfache ansehen, und aufs neue Temperamente aus ihnen zusammensetzen, so wird man bald, wenn man deshalb einen Versuch anstellet, gewahr werden, daß dieses nicht angehe, weil alsdann wieder entgegengesetzte Buchstaben in einer Formel zusammen kommen, wodurch die versuchte Zusammensetzung allemal unmöglich wird. Man muß es also bey den angeführten Zusammensetzungen schlechterdings bewenden lassen.

Man kann diese Subtilitäten am besten einsehen, wenn man sich dabey die Windrose eines Compasses vorstellet. Das was die vier einfache Temperamente sind, sind hier die vier Hauptweltgegenden. Eben so nun als Nord und Süd, Ost und West entgegengesetzt sind, und wenn sie mit den Buchstaben N, S, O und W bezeichnet werden, nur die Zusammensetzungen N O, S O, S W und N W gewähren, aus welchen sich denn weiter keine Weltgegenden zusammensetzen lassen, weil N O und S W, N W und S O ebenfalls entgegengesetzt sind, und man bey andern Zusammensetzungen wieder auf die einfachen N, S, O und W zurückkommt, gerade so verhält sichs mit den Temperamenten. Wir werden das, was dieser

Verglei-

Vergleichung etwan noch zu mangeln scheinet, unten nachholen.

Das Temperament W F hat nun den Namen des sanguinischen erhalten. K F ist das phlegmatische, W T das cholerische, und K T das melancholische genennet worden. Diese Benennungen werden durch die vorgegebene vier Bestandtheile des menschlichen Körpers, nämlich Blut, Wasser, Galle und Erde gerechtfertiget. Das warmfeuchte oder sanguinische Temperament, sagt man, entstehet aus dem Ueberflusse guten gesunden Blutes, das kaltfeuchte oder phlegmatische aus einem Ueberflusse solcher Feuchtigkeiten die kein Blut sind, das warmtrockne oder cholerische aus einem Ueberfluß der Galle, und endlich das kalttrockne oder melancholische aus dem Ueberfluß der irrdischen Theile. Man vergleicht deswegen auch die vier Temperamente mit den vier Elementen, und setzt das sanguinische mit der Luft, das phlegmatische mit dem Wasser, das cholerische mit dem Feuer, und das melancholische mit der Erde in eine Parallele.

In den astrologischen Zeiten nahm man auch die Planeten, die Zeichen des Thierkreises, ja sogar auch die Sterne erster und zwoter

Größe

Größe zu Hülfe, eignete ihnen besondere Temperamente, und nach ihrem verschiedenen Stand und Bewegung besondere Einflüsse auf die Temperamente der Menschen zu. Daher rühren noch die Geburts- und Wetterprognostika in verschiedenen Calendern.

Diesem alten Temperamentensystem kamen die neueren chymischen Untersuchungen der Bestandtheile des Blutes sehr gut zu statten. Man entdeckte nämlich durch dieselben, daß es aus einer wässerigen Feuchtigkeit, aus einem groben Oel, aus einem flüchtigen Salze, und aus einer festen Erde bestünde, und was das wichtigste bey diesen Untersuchungen war, daß das Verhältniß dieser Bestandtheile bey jedem Menschen anders sey, nämlich, daß in dem Blut des einen z. E. mehr Wasser, in dem Blut des andern mehr Oel oder Salz enthalten sey, u. s. w. Nun schloß man, weil das Blut den ganzen Körper belebt, weil es die festen Theile ernähret, weil alle übrigen Feuchtigkeiten von ihm abgesondert werden, weil Gesundheit und Krankheit, kurz, die ganze Constitution des Körpers, folglich auch die mit dieser harmonische Stimmung der Seele von der Beschaffenheit des Blutes abhängt, daß die Verschiedenheit

heit und das Wesen der Temperamente in nichts anders, als in dem verschiedenen Verhältniß der gemeldeten chymischen Bestandtheile desselben, zu suchen sey.

Man erklärte deswegen das sanguinische Temperament durch einen Ueberfluß von Salztheilen, die das Blut sehr roth färbten, sehr flüßig und flüchtig machten, und seine Masse, und zugleich die Wärme des Körpers vermehreten.

Das phlegmatische durch den Ueberfluß des Wassers, welches das Blut allzusehr verdünnete, die Blutgefäße erweiterte, und dadurch erschlappte, die Fibern ihrer Schnellkraft beraubte, und also dem Körper Kälte und Trägheit einflößte.

Das cholerische aus dem überflüßigen Oel. Denn dieses, sagen die Chymisten, enthält sehr viel Phlogiston, oder brennbares schwefliches Wesen, welches das Blut in Hitze bringt, heftig bewegt, und seine Masse nebst den übrigen Feuchtigkeiten verringert, wodurch dann Wärme und Trockenheit im Körper entstehen muß.

Endlich das melancholische Temperament durch die häufige mit dem Blut vermischte Erde, welche den Kreißlauf des Blutes erschweret,

ret, die Gefäße auseinander dehnet, den Leib erkältet und austrocknet.

So führten also diese neueren Erklärungen doch wieder auf die alten Begriffe von den vier Temperamenten zurück.

Setzen wir uns über alle diese Feinheiten und Grillenfängereyen hinweg, und betrachten bloß die Natur, so finden wir, daß das, was man Temperament nennet, eben so, wie der Charakter und die Physiognomie, bis ins unendliche abwechselt, so, daß es eben so schwer, als bey dieser ist, gewisse Klassen festzusetzen. Ja sogar aus den eben gegebenen Erklärungen folgt dies — Dann wenn man Salz, Wasser, Oel und Erde wirklich mit einander vermischt, so kann dies nach unzähligen Verhältnissen geschehen. Man kann z. E. die Hälfte Salz, $\frac{1}{4}$ Wasser, $\frac{1}{8}$ Oel, und $\frac{1}{8}$ Erde, man kann $\frac{1}{3}$ Salz, $\frac{1}{3}$ Wasser, $\frac{1}{6}$ Oel, und $\frac{1}{6}$ Erde, oder $\frac{1}{4}$ Salz, $\frac{1}{4}$ Wasser, $\frac{3}{8}$ Oel und $\frac{1}{8}$ Erde nehmen, u. s. w. Man siehet leicht, daß sich die Proportion ins Unendliche abändern läßt, ohnerachtet die Bestandtheile immer dieselben bleiben. Und so ists, nach dem Zeugniß der Erfahrung, mit den Temperamenten —

Unter=

Unterdessen kann man sich vorstellen, als ob alle diese unzählige Arten von Temperamenten lauter Nüancen zwischen denjenigen wären, welche am meisten von einander differiren, und diese Vorstellungsart gestattet, die alte Eintheilung der Temperamente beyzubehalten, und darnach zu physiognomisiren. Das oben von der Windrose eines Compasses gegebene Beispiel wird dieses noch um desto mehr rechtfertigen.

Es sind nämlich eben so viele Weltgegenden möglich, als Grade des Cirkels möglich sind, das ist, unzählige — Man hat nun aber einmal vier Hauptgegenden, und zwischen diesen vier Nebengegenden angenommen, und die Schiffer haben zwischen diesen und den daraus entstandenen noch 16 andere festgesetzet — Demohngeachtet aber bleiben die vier Hauptgegenden doch immer die vorzüglichsten, und man kann alle übrige als Nüancen von ihnen betrachten, auch sie, je nachdem sie viel oder wenig von ihnen abweichen, oder sich ihnen nähern, benennen, wie dann dies auch auf der Windrose wirklich geschehen ist. So heißt z. E. die mittlere Weltgegend zwischen Norden und Osten, Nordost, die mittlere zwischen Norden und Nordost, Nordnordost, die mittlere

zwischen

zwischen Norden und der ebengenannten, Nord gen Osten u. s. w. Dieses Verfahren kann beym Temperamentensystem wegen gleicher Bewandniß vollkommen nachgeahmt werden, und man kann also, um sich an etwas gewisses zu halten, die alte Klassification der Temperamente in vier einfache, und vier zusammengesetzte, hier eben das gelten lassen, was die vier Haupt- und vier Nebengegenden auf der Windrose gelten.

Wenn es nun auf die Art mit dem System seine Richtigkeit hätte, so kommt es bey dem physiognomischen Gebrauch übrigens nur auf zwey Stücke an, nämlich, daß erstlich gewisse sichere äussere Merkmale für jedes Temperament festgesetzt werden, durch deren Hülfe man das Temperament eines jeden Individuums nicht allein mit Gewißheit erkennen, sondern auch bestimmen kann, nach welchem von den vier Haupttemperamenten hin es am meisten nüanciret. Zweytens müssen die mit jedem Temperament unzertrennlich verbundene Charaktere genau erforscht, und aus einander entwickelt seyn, damit man mit eben der Gewißheit, mit welcher man das Temperament einer Person aus ihrem Aeusseren erkennet, auch ihren Charakter erkennen möge.

Für beydes haben die älteren und neueren Physiognomen, wie mich deucht, hinlänglich und überflüßig gesorgt. Sie haben theils aus dem Begriff der Temperamente, theils aus chymischen, anatomischen, physiologischen, psychologischen und moralischen Gründen, theils auch aus der Erfahrung so viel äussere Merkmale für jedes Temperament, und so viele damit verbundene Charaktere entdeckt, und in ihren Aphorismen gesammlet, daß auch Unphysiognomen, wenn sie sich diese wohl bekannt machen, nach der Temperamentenphysiognomik nicht leicht fehl urtheilen werden. Peuschel hat sie sogar nach dem wolfischen Ton Methodo mathematica abgehandelt, und bis auf die Farben der Kleider hinaus demonstriret, wogegen sich aber freylich noch vieles einwenden läßt.

So wenig es mir auch der Raum verstattet, ins Detail jeden Temperaments zu gehen, so kann ich mich doch nicht enthalten, einige der interessantesten Aphorismen der berühmtesten Physiognomen, über die einfache sowohl als die zusammengesetzte Temperamente, meinen Lesern zur Probe und Prüfung vorzulegen.

„Schwarze oder blonde etwas harte Haare, brennende Röthe im Gesicht, Magerkeit des

Körpers, ein geschwinder und starker Puls u. s. w. sind untrügliche Kennzeichen eines warmen oder vielmehr hitzigen Temperaments."

„Das kalte hingegen offenbart sich durch feine, weiche weisliche Haare, durch eine bleiche bleyfärbige Gesichtsfarbe, durch einen grossen und starken Körperbau, durch einen kleinen und langsamen Puls u. s. w."

„Die Merkmale des trockenen Temperaments sind graue verschossene Haare, eine leberfärbige Gesichtsfarbe, ausserordentliche Magerkeit, eine sehr trockne und rauhe Haut, ein kleiner und dabey doch heftiger Puls u. s. w."

„Das feuchte Temperament erkennet man an weichen langen Haaren, an der bleichgelben Gesichtsfarbe, an der Aufgedunsenheit des Körpers, an dem sehr starken und langsamen Puls u. s. w."

Die Hauptcharaktere, die mit jedem dieser einfachen Temperamente vorzüglich verbunden sind, oder durch dasselbe bewürkt werden, sind folgende.

„Bey dem warmen Temperament findet man einen hohen Grad von Empfindsamkeit, Mitleiden, Dienstfertigkeit, Höflichkeit u. s. w. dagegen aber auch viele Zornmüthigkeit, Kühnheit, Unbesonnenheit und Flatterhaftigkeit."

„Bey

„Bey dem kalten; Unempfindlichkeit, Furchtsamkeit, Weichlichkeit, Unthätigkeit, Gelenksamkeit und Gutmüthigkeit.“

„Bey dem trocknen; Rauhigkeit, Starrsinn, Undankbarkeit, wüthenden Zorn u. s. w.“

„Endlich bey dem feuchten; Schwachsinn, Verdrossenheit, Nachläßigkeit, Faulheit, Falschheit und Heimtücke u. s. w.“

Hieraus kann man nun schon ohngefähr aufs Aeussere und die Charaktere der zusammengesetzten Temperamente schließen. Doch will ich auch hiervon einige Aphorismen hersetzen.

„Ein Sanguineus hat ein schönes physiognomisches Ansehen, weiches und fettes Fleisch, blonde Haare, eine lieblich geröthete Gesichtsfarbe, seine Hände sind voller blaulichter Adern, sein Puls ist stark und regelmäßig, so daß man ihn, wenn man alle diese Merkmale zusammen nimmt, nicht leicht verkennen kann. Was seinen Charakter betrifft, so ist seine Einbildungskraft lebhaft, sein Witz immer geschäftig, sein Gemüth stets zur Freude gestimmt. Sein Verstand ist mehr aufgeheitert und schnell fassend, als genau forschend und tiefdringend. Er läßt sich deswegen leicht hintergehen, ist immer voll guter Hoffnung und Zutrauens. Er ist sehr thätig, aber wichtige und langdaurende

Unternehmungen auszuführen, viel zu unruhig und ungeduldig. Er liebt die Veränderungen, ist ein Freund aller Ergötzungen, und des Prachts. Er ist gegen Beleidigungen äusserst empfindlich, aber sein Zorn gleicht nur angezündetem Papier, dessen Flamme zwar plötzlich hoch aufschlägt, aber bald wieder verlischt, und in einzelnen unbedeutenden Funken, nach und nach erstirbt. Sehr oft ist er zu Tändeleyen geneigt, und nimmt ein gewisses weibisches Wesen an, da es ihm dann eben so leicht fällt zu weinen als zu lachen u. s. w."

„Der Phlegmatiker hat eine sehr weichliche kraftlose Physiognomie. Sein Embonpoint ist nur Aufgedunsenheit. Seine Muskeln und Sehnen sind erschlappet. Sein bleyfärbiges Auge bleibt trüb und schläfrig. Die Gesichtsfarbe ist nur mit sehr weniger Röthe, aber mit desto mehr Gelb und Weiß vermischet. Der Puls ist, wie schon beym feuchten Temperament angemerkt worden, voll und langsam. Von seinem Charakter sagt Peuschel: „Die Seele „des Phlegmatischen ist wie in eine sumpfige „morastige Landschaft gerathen, darinn es ihr „beschwerlich fällt, sich zu regen und zu erhe„ben. Der Mensch ist also langsam, träg

„und

„und verschlafen, weder zu sonderlichen Tu-
„genden und großen Thaten, noch zu ausseror-
„dentlichen Lastern aufgelegt, auch zu keinen
„heftigen Affekten geschickt, und besitzt wegen
„seiner Trägheit weder einen ausnehmenden
„Verstand noch eine sonderliche Einbildungs-
„kraft. Denn wegen seiner natürlichen Träg-
„heit fehlt es ihm an der gehörigen Fähigkeit,
„Munterkeit und Aufmerksamkeit, die zur Ue-
„bung dieser Kräfte vonnöthen ist."

In der That sind die Phlegmatiker ganz gute Leute, von welchen man eben so wenig zu fürchten und zu hoffen hat. Sie sind im Umgange sanft und gefällig, und werden sehr selten Beleidigungen ahnden und darüber in Zorn gerathen.

„Der Choleriker hingegen ist Feuer und Flamme. — Sein dickes, krauses, schwarzes, auch zuweilen rothes Haar, der pikante Blick seines Auges, die Hagerkeit seines Körpers, die Kupferfarbe seines Gesichts, die mit Haaren besetzten Hände, die Geschwindigkeit und Härte seines Pulses, die Rauhigkeit seines ganzen Physiognomietons verkünden ihn und seinen Charakter zuversichtlich. Nicht blos seine Zornmüthigkeit, sondern auch sein Ehrgeiz,

seine Unbeugsamkeit und Ernsthaftigkeit zeichnen ihn vor den andern Temperamenten aus. Doch besitzt er ungemeinen Scharfsinn, reifes Nachdenken, ausdaurende Thätigkeit und Unverdrossenheit."

Daher mags wohl kommen, daß die meisten Gelehrten Choleriker sind, und zugleich läßt sich daraus begreifen, warum so wenige derselben Embonpoint haben, und man bey kleinen und hageren Leuten insgemein mehr Geist und Witz findet, als bey großen und wohlgemästeten. So physiognomisirte einst Baco von Verulam einen ausserordentlich grossen Ambassadeur am Londner Hofe. „Es verhält sich mit solchen Leuten, sagte er, wie mit den Häusern von fünf bis sechs Stockwerken, das oberste ist allezeit am schlechtesten meublirt —"

„Den Melancholiker wird man an seiner verdüsterten Physiognomie, an seinen straubigen rauhen Haaren, an seinem verfallenen öfters gerunzelten Gesichte, an der vom rothen ins braune und gelbe nüancirenden Farbe desselben, an der Magerkeit seiner Glieder, an seinem harten und langsamen Puls u. s. w. bald erkennen. Sein mürrischer Charakter offenbart

bart sich durch sehr viele Aeusserungen. Er ist z. E. geizig, neidisch, argwöhnisch, zänkisch, unversöhnlich. Sein Umgang ist dem Sanguineus und Choleriker eben so ennuyant, als ihm hinwiederum der Umgang mit diesen ist. Mit dem Phlegmatiker kann er am besten zurechte kommen. Es mangelt ihm nicht an Verstand, aber desto mehr an Witz. Ein gutes Gedächtniß ist einer seiner größten Vorzüge. Zu abstrakten und tiefsinnigen Wissenschaften ist er besonders geschickt. Aber Werke des Geschmacks sind über seinen Horizont —"

Mehreres aus und über die Temperamentenphysiognomik findet man in den fürtreflichen *Lettres philosophiques sur les Physionomies*, die 1746 im Haag herausgekommen sind, und sich jedem Freund und Schüler der Menschenkenntniß durch die Menge der feinen und gegründeten physiognomischen Bemerkungen empfehlen.

So hat auch Herr Pernety im ersten Theil seiner *Connoisance de l'homme moral par celle de l'homme physique* sehr viel Gutes über die Temperamente gesagt.

Daß auch die Abhandlungen der Aerzte z. E. Stahls u. a. über die Temperamente, ja sogar alle physiologische Schriften dem Physiogno-

siognomen interessant und lehrreich seyn können, bedarf ich wohl kaum zu erinnern.

Gratarolus Bergamotensis hat in seiner Physiognomik gezeigt, wie sich von sehr vielen Aphorismen, die bey andern Physiognomen auf seichtere Gründe z. E. auf Thierähnlichkeit gebauet sind, physiologischer und anatomischer Grund angeben läßt.

Eben dies hat auch **Porta** zuweilen gethan.

Es fehlt also nicht an Schriften, aus welchen man die Aphorismen der Temperamentenphysiognomik sammlen, und sie durch Erfahrung prüfen kann.

Durch den viel versprechenden Titel von **Mayers** *Chiromantia et Physiognomia medica* lasse man sich nicht hintergehen. Es enthält nur lauter abgedroschenes, schales, astrologisches und chiromantisches Zeug. — Zu wünschen aber wärs, daß wir ein solches Buch hätten, das diesem Titel besser entspräche, und in welchem alle die physiognomischen und chiromantischen Aphorismen gesammlet wären, die sich aus bewährten Gründen der Arzneykunde richtig erweisen lassen. Ein solches Buch würde ohnstreitig das meiste zur Ausbrei-

tung

tung der Physiognomik beytragen, und die festesten Grundsteine zu ihrem Bau legen.

Ich habe eben der chiromantischen Aphorismen gedacht. Nach meinem Urtheil sind verschiedene derselben nicht so ganz zu verwerfen, so verwerflich auch übrigens die Wissenschaft selbst ist, aus welcher sie genommen sind — Man kann allerdings aus der Beschaffenheit der Linien in der Hand den Menschen in etwas charakterisiren und ihm sogar Prognostika stellen — Denn diese Linien sind sehr durchsichtig, und wenn die Hand flach ausgespannt wird, so zeigt sich durch dieselbe die Beschaffenheit der Blutmischung gleichsam wie durch ein Glas. Da nun in der Mischung des Blutes, nach der Meinung der Neueren, die Temperamente bestehen, so ist leicht einzusehen, wie man aus der Betrachtung der genannten Linien zur Erkänntniß des Temperaments, und also dadurch auch zur Erkänntniß des Charakters eines Menschen gelangen könne. Z. E. wenn diese Linien feurig roth gefärbt sind, so verrathen sie einen Sanguineum, sind sie blaß und bleyfärbig einen Phlegmatiker, gelblich mit Röthe vermischt einen Choleriker, und bräunlich einen Melancholiker. Wenn ein

Mensch nicht weit von seinem Tode mehr entfernt ist, so ist die blasse Todesfarbe, die in den Linien der Hand zuerst sichtbar wird, ein untrüglicher Vorbote desselben, u. s. w.

Auch die Figur der Linien selbst ist oft charakteristisch. Tief eingeschnittene, zerrissene, in scharfen Winkeln gebrochene Linien lassen eben so zuverläßig auf Geistesstärke, Entschlossenheit, Muth, Thätigkeit und andere mit diesen harmonische Charaktere schließen, als sehr flache, breite, schlangenförmige, wenig geeckte, auf Schwäche, Trägheit, Furchtsamkeit u. s. w. Man erinnere sich hierbey dessen, was oben im Abschnitt von der Geschlechtsähnlichkeit gesagt worden, und erwäge, daß die Linien in der Hand fast eben das sind, was die Gesichtszüge in der Physiognomie sind, so wird man einigermaßen Grund von diesen Behauptungen, die die Erfahrung durchgehends bestätiget, anzugeben wissen.

Ich will mich jetzt nicht auf die Harmonie der Bildung der Hände mit der Bildung des Gesichts, ja sogar des ganzen Körpers, berufen, nicht anführen, daß ein Mensch mit einer

plumpen, derben und rauhen Physiognomie auch plumpe, derbe und rauhe Hände habe — Diese Harmonie ist jedem guten Porträtmaler bekannt, und sollte vielen noch bekannter seyn.

Man könnte die Frage aufwerfen, ob nicht das Temperament auch auf die äussere Form der soliden Theile einen Einfluß habe, und sich also aus der Bildung derselben erkennen lasse? — Verschiedene Physiognomen haben diese Frage verneinet. So sagt z. E. der Verfasser der *Lettres physionomiques:* „Je ne puis „m'empecher de rire, quand je vois dans „tous ces Ouvrages, qui traitent de la Phy-„sionomie, les raisonnemens pitoïables, qu'on „y rencontre, sur la tête grosse ou petite, le „nez long ou court, l'embonpoint ou la mai-„greur et cet. — — C'est a des Traits par-„ticuliers de Couleur et de Configuration, „qu'on doit recourrir pour juger des Hom-„mes —

Allein, wenn wir die Erfahrung zu Rathe ziehen, so werden wir denjenigen beytreten müssen, die diese Frage bejahen. So bemerkt man z. E. bey den Cholerikern durchaus sehr scharf-

umrissene und geeckte Gesichtszüge. Ihre Augen liegen meistentheils tief im Kopf, und ihr Blick ist scharf und durchdringend. Bey den Phlegmatikern hingegen verlieren sich alle Gesichtszüge in einer weibischen Weichlichkeit, Unbestimmtheit und Schlaffheit.

Die Sanguinei haben, wie schon angemerkt worden, meistentheils eben so gute und wohl proportionirte, als die Melancholiker schlechte und zerstörte Physiognomien. — Und wie sichtbar ist nicht der Einfluß der Temperamente auf die Gesichtsformen, wenn sie sich durch allerley physikalische Ursachen, z. E. durch Alter, Krankheiten, Clima, Lebensart, Beschäfftigung und dergleichen verändern! — Wir haben oben schon verschiedentlich von dem Einfluß dieser Dinge aufs Physiognomische gehandelt, und es würde uns hier ein leichtes seyn, aus physiologischen Gründen zu beweisen, daß derselbe mittelbar durchs Temperament geschehe, wenn es uns nicht der enge Raum dieses Abschnittes verböte.

Genug also, daß sich die Temperamente durch mehr als eine Aeusserlichkeit offenbaren,

ja

ja sogar nach dem Grad ihrer Nüance aus dem gesammten Physiognomischen erkennen lassen. Genug, daß die Physiognomik der Temperamenten eine sehr gegründete und brauchbare Wissenschaft ist. —

Die diesem Abschnitt beygefügte meist getreu nach der Natur gezeichnete Bildnisse, werden bey aufmerksamer Betrachtung manches des bisher gesagten erläuteren und bestätigen.

Das erste enthält die vollkommene Physiognomie eines Phlegmatikers, mit etwas sanguinischem Temperament tingirt. Das Original wird für einen schönen Mann gehalten. Es kann seyn, aber ihm mangelt physiognomische und männliche Schönheit. Man bemerke nur die Weichlichkeit und Stumpfheit aller Gesichtszüge. Die Aufgedunsenheit des Gesichts — Den trägen Blick des Auges — Gutmüthigkeit und offenherzige Vertraulichkeit sind die Hauptcharaktere, welche die Physiognomie verkündet — Aber auch eben so viel Bequemlichkeitsliebe, und Selbstbehäglichkeit. —

Die sechs Köpfe der letzten Tafel haben ungleich schärfere Gesichtszüge und kraftvollere Physiognomien, den fünften ausgenommen, der gleichsam im Phlegma ersoffen und alles Lebens und Schnellkraft beraubt ist.

Im ersten wird wohl niemand leicht den Sanguineum, eben so wenig als im zweiten den Choleriker verkennen. Ein freyes, aufgeheitertes, sorgenloses Gemüth, heller Verstand, unverdrossene Thätigkeit und gutes Herz leuchtet aus den wohl proportionirten Gesichtszügen jenes deutlich hervor, und würde noch deutlicher hervorleuchten, wenn ich nicht durch die Perucke und den Hut dieses Bildnis hätte verunkänntlichen müssen.

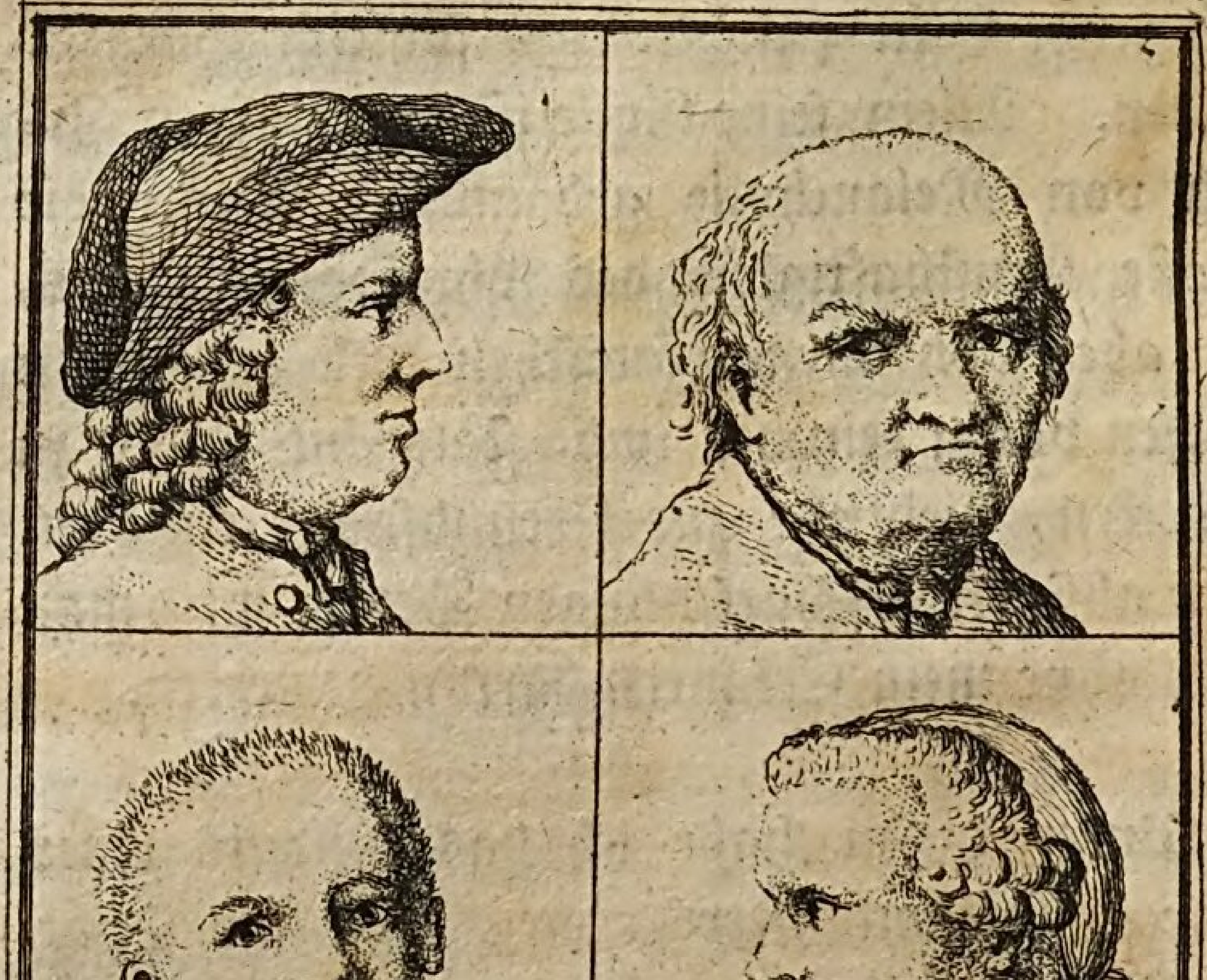
Der Choleriker hingegen wirkt in jedem, der ihn betrachtet, durch seine von Zornwuth und Bosheit verzerrte und ausgetrocknete Physiognomie, durch sein drohendes Auge, schnaubende Nase und zusammengebissenen Mund, physiognomische Antipathie. — Wer wird sich in die Gesellschaft eines solchen Mannes wünschen? —

Das unter diesem stehende Bildnis ist zwar auch von einem Choleriker, wie ihn dann seine geeckte und scharfe Gesichtszüge und der durchdringende Blick seines Augs sogleich charakterisiren. Allein seine Galle ist durch einen Zusatz von Melancholie gedämpft. Daher die große Ernsthaftigkeit des Physiognomietons, der aber von allem hämischen und boshaften Wesen völlig rein ist, und, statt Antipathie zu erwecken, vielmehr zur Freundschaft einladet. Den abstrakten scharfsinnigen Denker wird man auch ohne mein Erinnern darinn bemerken.

Unter diesen habe ich das Bildnis eines baaren Melancholikers ohne Kraft und That, in Mönchskleidung gesetzt, und diese Maske scheint sich sehr wohl mit seinem Charakter zu vertragen, den ich nicht weiter detailliren will, weil er dem physiognomischen Gefühl so klar vor Augen liegt als das Portrait.

Was das mittelste Bildnis in der ersten Columme betrifft, so darf und kann ich nichts davon sagen, da mir der physiognomische Ausdruck desselben, indem ich es unkänntlich machen wollte, durch eine fatale Attitüde verloren ge-

gangen ist — Die andern aber werden es hoffentlich entschädigen.



Ueber

Ueber die Aphorismen der Pathognomik.

Man wird nicht leicht ein Lehrbuch der bildenden Künste finden, in welchem nicht auch die Pathognomik abgehandelt seyn sollte. Unter den älteren ist des *Pomponii Gaurici* Liber de sculptura bekannt, und unter den neueren empfehlen sich deswegen vorzüglich die Werke eines **Dü Bos, Laireße, Le Brün** und **Watelets**.

Was ist auch dem bildenden Künstler, der Menschenäusseres nachschafft, unentbehrlicher, als eine genaue Kenntniß der menschlichen Leidenschaften, und der Charaktere, wodurch sie

sich im Aeusseren offenbaren? — Einer der größten Vorzüge historischer Kunstwerke ist wohl unstreitig dieser, wenn der Charakter jeder handelnden und leidenden Person aufs vollkommenste ausgedruckt ist, wenn jede Figur eine besondere eigenthümliche, ihrer Situation angemessene, Sprache redet — Wenn die Züge des Gesichts, und die Stellung und Bewegung des Körpers, oder nach der Kunstsprache, die Attidüde, in eine so deutliche und leicht zu erklärende Physiognomie zusammenschmelzen, die auch jedem gemeinen Gefühl verständlich ist — Eine Gesichtsmalerey, ohne Ausdruck der Leidenschaften, wäre auch übrigens Ordonnanz, Gruppirung, Zeichnung, Beleuchtung und Farbengebung über alle Lobsprüche erhaben, ist nicht viel besser, als ein Marionettentheater — Der Ausdruck der Leidenschaften ist gleichsam die Seele, welche die Figuren belebt, und sie öfters bis zur Illusion an das Leben hinrückt. Durch ihn ist der Künstler im Stande, seinen Werken eine Uebergränzung in die Natur zu geben, und über die Empfindsamkeit und Gemüthsstimmung der Zuschauer Jahrhunderte lang zu gebieten. Alle Arten von Leidenschaften, Liebe, Haß, Hofnung, Furcht, Mitleiden und Verabscheuung flößen sich dem Zuschauer

ein,

ein, je nachdem sie der Künstler seinen Bildern eingeflößet hat. Dadurch interessiren, dadurch rühren, dadurch bessern sogar Kunstwerke. Der Ausdruck der Leidenschaften ist es endlich, wodurch sich die größten Künstler verewiget haben, und der ihren Werken einen nimmer verlierbaren Werth giebt. Ja dies gilt auch von den Werken der Dichter, die sich in diesem Stück vorzügliche Verdienste erworben haben. — Ewig werden die Namen eines **Homers**, **Miltons** und **Klopstocks**, neben den Namen eines **Phidias**, **Raphaels** und **Rubens**, im Tempel der Unsterblichkeit glänzen —

Um nun dem Schüler der Kunst, der sich über das Mittelmäßige zu erheben gedenket, den Weg zu diesem verewigenden Verdienst zu bahnen, hat man eine Menge pathognomischer Aphorismen, theils aus der Natur, theils aus den Werken der größten Meister über alle Gattungen von Leidenschaften gesammlet, und sie mit den Regeln der Zeichnung und des Colorits verwebt.

Die meisten dieser Aphorismen sind auch so gegründet und zuverläßig, als es je alle andere Zeichnungsregeln seyn können, ja als es selbst kaum die geometrischen Regeln der Lineal-

 perspek-

perspektiv sind. — Jeder, dessen Hand einigermaßen einen Kopf richtig zu zeichnen vermag, kann sich durch einen leichten Versuch davon überzeugen, und den Grad der Zuverlässigkeit jedes Aphorismen durch den unmittelbaren Augenschein prüfen.

Z. E. wenn es heißt: „Bey angenehmen Leidenschaften, z. E. bey Freude, Liebe, Zärtlichkeit u. s. w. entrunzelt sich das Gesicht, die Augen ziehen sich zusammen, der Stern verbirgt sich fast bis zur Hälfte unter dem oberen und das untere Auglied geht in die Höhe, neben den äusseren Winkeln der Auglieder entstehen angenehme Fältgen, die gleichsam wie die Radii eines Cirkels aus einem gemeinschaftlichen Mittelpunkt ausgehen. Das Feuer des Auges wird lebhafter, die Backen schwellen gelinde auf, die Nasenflügel erheben und die Naslöcher erweitern sich, die Rinne unter der Nase verschwindet, die Lippen pressen sich zusammen und ziehen sich zugleich in die Höhe. Neben ihnen in den Wangen entstehen kleine Vertiefungen. Das Kinn erscheint spitzer u. s. w. Bey unangenehmen Leidenschaften hingegen z. E. bey Traurigkeit, Haß, Furcht, Wuth u. d. gl. wird das Gesicht mit mürrischen Runzeln

überzo-

überzogen, die Augbraunen nähern sich. Die Auglieder ziehen sich aus einander, der Stern verbirgt sich mehr unter dem unteren Augliede. Die Backen fallen ein und sinken herab. Der Mund kneift sich zusammen. Alle Gesichtszüge werden verzerret u. s. w." Wenn dergleichen Aphorismen, sage ich, als Zeichnungsregeln gegeben werden, und man nach denselben einen Kopf entwirft, indem man sie pünktlich beobachtet, so wird man mit Verwunderung einen Physiognomieton entstehen sehen, der dem Ausdruck des Affekts, welchen man zeichnen wollte, nach dem Zeugniß der Erfahrung vollkommen gemäß seyn wird.

Auf diese Art sind die Lebrünschen Köpfe der Anfangsvignette dieses Abschnittes gezeichnet. Man bemerke im ersten die völlige Gemüthsruhe, oder die Abwesenheit aller Leidenschaften. Die Physiognomie ist deswegen auch so heiter und stille als die Seele. Der Blick des Auges ist sanft und gelassen. Alle Gesichtstheile sind in Ruhe. Der Physiognomieton sagt nichts. Wenigstens ist kein charakteristischer Zug in demselben vorhanden. — Welch einen Contrast macht deswegen nicht auch dieser Kopf mit den beiden andern. Wie

 scheuß-

scheußlich verzerrt die hämische Mißgunst und Verachtung mit drohender Wuth vermischt das Gesicht des zwoten, und der Todtes-Schrecken und wüthende Verzweiflung das Gesicht des letzten. Man bemerke deswegen bey jenem das gerunzelte Gesicht, die heruntergepreßten Augbraunen, den im unteren Auglied halb versteckten Augstern, die eingefallenen Backen, den in der Mitte heraufgezogenen, über einander gebissenen, und an den Ecken wieder etwas gehobenen Mund, die tiefe Grube unter der Unterlippe u. s. w. Bey diesem das sträubende Haar, die mit fürchterlichen Runzeln heraufgezognen Augbraunen, die weit offenstehenden Augen mit gleichfalls gesenkten Sternen, ebenfalls die eingefallenen Backen, den aufgesperrten und die Zähne bläkenden Mund u. s. w. Auch ohne Zeichnung würde die Vereinigung der oben genannten Züge, die Physiognomieideale der Leidenschaften, welche die beschriebene Köpfe auch dem ungeübtesten Gefühl überlaut predigen, in unserer Einbildungskraft vergegenwärtiget haben.

Auf eine noch leichtere Art läßt sich die Richtigkeit der pathognomischen Aphorismen erforschen, wenn man diese oder jene Leidenschaft

schaft vor dem Spiegel affektirt, und alsdann die Aphorismen mit den Zügen und Gesichtsstimmungen, die man an sich bemerkt, vergleicht. Ja man kann durch dieses Mittel sich selbst solche Aphorismen abstrahiren, und dann diese hinwiederum mit den Physiognomien anderer, wenn sie in diesem oder jenem Affekt sind, vergleichen. Dies ist insbesondere für die bildenden Künstler eine sehr lehrreiche Schule — Aber eben so lehrreich und vielleicht noch lehrreicher für den Physiognomen. Sokrates empfahl den Spiegel sogar als ein moralisches Mittel zur Selbsterkenntniß und Besserung. Er wollte nämlich, daß dadurch der scheusliche Physiognomieausdruck lasterhafter Gesinnungen und Leidenschaften, für dem Laster abschrecken, und im Gegentheil der Physiognomiereiz, den sanfte tugendhafte Gesinnungen hervorbringen, zur Tugend anfeuren sollte. —

Man hat die Realität, die Nothwendigkeit und den Nutzen der Pathognomik, in so fern sie die bildenden Künstler gebrauchen, noch nie in Zweifel gezogen, und noch viel weniger bestritten. Die Psychologen und Anatomiker haben vielmehr den Künstlern hülfreiche Hand geboten, diese so interessante Wissenschaft zu

erweitern und fester zu gründen. Sie haben die Aphorismen derselben berichtiget und vermehrt, so daß sie so gut als je eine andere Wissenschaft in ungestörtem Flor blühet, und täglich in Ausübung gebracht wird. Ists deswegen nicht zu verwundern, wie man die Waffen gegen die Physiognomik hat ergreifen, und diese bestreiten, jene vertheidigen, diese für Phantasterey, und jene für baare Wahrheit ausgeben können? — Ist Pathognomik denn was anders als Physiognomik. Verhält sie sich, wenn ja ein Unterschied statt finden soll zu ihr wie die Tochter zur Mutter? — Beschäftigen sich nicht beyde damit, aus dem äusseren Menschen den inneren zu erforschen? Und wenn man zugiebt, daß jene dieses Geschäft nach gewissen im Menschenäusseren und Inneren gegründeten Grundsätzen, mit Zuverläßigkeit verrichten könne, warum will man dann läugnen, daß es diese könne, warum will man sogar behaupten, daß es ihr unmöglich sey. Fällt es gleich dem gemeinen, unverfeinerten physiognomischen Gefühl leichter, den Menschen alsdann, wenn seine Physiognomie durch eine Leidenschaft in Bewegung und Feuer gesetzt ist, zu charakterisiren, findet es sich aber hierzu nicht im Stande wenn die Physiognomie ruhig ist,

so

so muß man sich doch hüten zu schließen, daß es sich auch so bey dem verfeinerten physiognomischen Gefühl verhalte. Ein wahrer Physiognom wird freylich auch leichter aus einem leidenschaftlichen Physiognomieton physiognomisiren können, als aus einem ruhigen — Aber er wird ungleich mehrere Charaktere darinnen aufspähen, als der Unphysiognom. Das, was dieser erst aus dem wirklichen Ausbruch der Leidenschaften schließet, hat er schon aus der Stimmung der Gesichtszüge, vor dem Ausbruche geschlossen. Er weiß es schon vorher, welchen Leidenschaften ein Mensch am meisten unterworfen sey. Der fixirte ruhige Physiognomieton ist ihm eine eben so reichhaltige Erkänntnißquelle, als jenem der durch Leidenschaften belebte — Es kommt bey Dingen, die in das Gebiet der Empfindungen gehören, gar ungemein viel auf die Uebung und Verfeinerung der dazu erforderlichen Organe an — Wem diese mangelt, der hält auch die unläugbarsten Thatsachen anderer für Wunder und Unmöglichkeiten — Kein Europäer hat einen so verfeinerten und geschärften Geruch, daß er dadurch die Verschiedenheiten der Nationen eben so gut als durchs Gesicht gewahr werden, und einen Menschen etliche Meilen weit auf-

spähen könnte — Die Indier aber können es —

Doch wie wir schon mehrmals erinnert haben, so wird die Physiognomik fast durchgehends so geläugnet, daß sie selbst durch den Widerspruch, wo nicht ganz, doch größtentheils bestätiget wird. So ist z. E. in dem dießjährigen Göttingischen Calender eine sonst sehr lesenswürdige und schön geschriebene Abhandlung befindlich, in welcher die Physiognomik verächtlich gemacht und bestritten, und hingegen die Pathognomik bestens empfohlen wird. Das sonderbarste ist, daß diese Abhandlung zugleich einen physiognomischen Commentar über 24 sehr ausdrucksvolle von Herrn Chodowiecky gezeichnete Köpfe enthält, der im eigentlichsten Verstand physiognomisch heißen kann, indem der Physiognomieton der meisten ruhig ist, und nur sehr wenige im würklichen Ausbruche einer Leidenschaft vorgestellt sind —

Bey dieser Gelegenheit will ich einer noch andern Abhandlung ausführlicher gedenken und sie mit meinen Lesern durchblättern, um ein besonderes Beispiel aufzustellen, woran man aufs deutlichste sehen kann, wie sich die Läugner der Physiognomik selbst schlagen — Diese im vorigen

rigen Jahr herausgekommene antiphysiognomische Schrift führet den Titel: **Zufällige Gedanken über Herrn Lavaters physiognomische Fragmente**, vermuthlich deswegen, weil in unsern Tagen die Physiognomik bestreiten, eben so viel heißt, als sich an dem Lavaterschen Werke reiben, das halb Europa auf eine so interessante veraltete Wissenschaft wieder aufmerksam gemacht, und sich deswegen eben so viel Anstaunens, als Bewunderung erworben hat —

Die Art, wie nun der Verfasser der genannten Schrift die Lavaterschen Fragmente und die ganze Physiognomik in die Pfanne hauen will, ist sehr sonderbar — Er kennt Lavatern nicht — hat nichts von ihm im Zusammenhang gelesen — hat seine Fragmente kaum flüchtig durchblättert — hat gar kein physiognomisches Gefühl — siehet nichts als bloß die Oberfläche der Gesichter — (wie er dann dieses alles auf der 7ten und 8ten Seite treuherzig bekennet —) und vermißt sich doch, Lavaters physiognomischen Verstand und Verdienste und den Werth der ganzen Physiognomik aufs genaueste abzuwägen.

Er läugnet die Möglichkeit dieser Wissenschaft. (S. 14.) Die Erfahrung soll ihr zu

laut,

laut, zu einstimmig, zu entscheidend widersprechen, (S. 15.) und glaubt demohngeachtet fest an einen Metoposcopisten, der einem Bauerjungen fünf Jahr vorher geweissaget hätte, daß er würde gehangen werden, welches auch eingetroffen sey, ohngeachtet die Physiognomie dieses Jungen viel Gutes versprochen hätte — Er hält also die Metoposcopie, die doch von allen vernünftigen Physiognomen mit eben dem Recht als die eigentliche Chiromantie verworfen wird, für eine weit gründlichere und zuverläßigere Wissenschaft, als die Physiognomik, wie er denn auch seinen Metoposcopisten weit über Lavatern setzt, (S. 11.) und diesem deswegen alle physiognomische Kenntnisse abspricht, weil er nicht auch aus der Stirne weissagen kann — (S. 13.)

Er glaubt ferner, daß man, weil er Lavatern nicht aus seinem Porträt beurtheilen können, (S. 8.) weil Laudon Gellerts Physiognomie, und weil hinwiederum Gellerten Laudons Physiognomie unbegreiflich gewesen (S. 20. 21. 22.) aus diesem allen sehr nachtheilige Folgen für den Werth der ganzen Physiognomik ziehen könne — (S. 23.) — Gleichsam, als wenn alle Krieger und alle Gelehrte physiognomisches

gnomisches Genie und Gefühl haben müßten, (wie er doch S. 20. 21. verlangt.) So müßten sie auch alle musikalisches Genie und Gehör haben — Und wenn dieser oder jener General, dieser oder jener Professor keines hätte, so könnte man daraus auf den Werth der ganzen Tonkunst sehr nachtheilige Folgen ziehen — Welcher Schluß! — Ueberdies mißkennet er Gellerten sehr — Gellert war mehr als ein mittelmäßiger Physiognom, wie man aus sehr vielen Stellen seiner verewigten Schriften sehen kann, und auch aus unterschiedenen Anekdoten von ihm weiß. Auf die Frage, die Laudon an ihn that, konnte er keine witzigere und passendere Antwort geben, als die er wirklich gab, gesetzt auch, daß er den Heldenmuth Laudons wirklich aus dessen Gesichtszügen gelesen hätte — Und daß er dieses seiner witzigen Antwort ohngeachtet gethan habe, gestehet der Verfasser (S. 24.) selbst —

Daß man die Realität der Physiognomik daraus beweist, daß wir im gemeinen Leben alles nach dem Aeusseren beurtheilen, scheint ihm ein sehr schlechter und matter Beweis zu seyn (S. 16.) Die gemeine Physiognomik ist ihm nur eine eingerissene Gewohnheit — Aber so,

dächte ich, müßte ihm auch die gemeine Logik, Metaphysik, Mathematik u. s. w. auch nur eine eingerissene Gewohnheit seyn, und der Beweis, den man daher für die Existenz einer artificiellen Logik, Metaphysik, Mathematik u. s. w. nimmt, ist also auch schlecht und matt —

Daß man, wie er S. 18. einwendet, öfters den Ausruf bey dieser oder jener Erzählung höret: Wer hätte das **dem** angesehen? — Wer hätte das wohl je in **der** suchen sollen? — Beweist nicht eben dies die Realität der Physiognomik auf das stärkste? — Denn würde man sich wohl darüber verwundern, daß diese oder jene Aeusserung, oder That, die man von einem Menschen höret, seinem Physiognomischen nicht entspricht, wenn man nicht gewohnt wäre, und es nicht für eine ausgemachte Wahrheit hielte, daß der Charakter und die Aeusserungen eines Menschen sonst immer mit seiner Physiognomie übereinstimmten? — Nur dasjenige ist vermögend, Verwunderung in uns hervorzubringen, was uns ganz fremd, unbekannt und unerhört ist — Physiognomien also, mit welchen (nach dem ungeübten Gefühl zu urtheilen —) der für sie gehörige Charakter nicht verbunden ist, halten wir also ja offenbar

für

für solche Erscheinungen, die in dem Laufe der Natur ganz fremd, seltsam, und ihm völlig zuwider sind, ohnerachtet sie vielleicht doch vom geübteren und verfeinerten physiognomischen Gefühl würden deschiffriret werden können —

Eben so widerlegt er sich auch selbsten auf der 26, 27 und 28 Seite, wo er behauptet: „Eine sorgfältige Erziehung, der Umgang mit „offnen, tugendhaften und belebten Freunden, „besonders vom andern Geschlecht, eine stets ge„schäftigte Aufmerksamkeit auf uns selbst, die „Veränderung unserer Glücksumstände, ange„nehme Leidenschaften, selbst eine gute und „reichliche Leibespflege, und tausend andere „Umstände, können unsere äussere Bildung zu „ihrem Vortheile, Krankheiten dagegen, unor„dentliche Lebensart, heftige in Bewegung ge„setzte Affekten, und vorzüglich Alter und Jah„re können dieselben zu ihrem schädlichsten „Nachtheile umformen. —“

Wenn er dies alles für ausgemachte Wahrheiten hält, warum läugnet er dann, daß die äussere Bildung eines Menschen durch seinen Charakter modificirt werde, warum läugnet er, daß sich dieser aus jener erkennen lasse, warum behauptet er auf der 14ten Seite, „daß der Grundsatz,

„worauf das ganze Lehrgebäude beruhet, daß „nämlich der Charakter eines Menschen in seinem „Gesicht ausgedruckt sey, noch völlig unerwie„sen, und mithin auch alle daraus hergeleitete „Folgerungen größtentheils falsch und ganz „unzuverläßig seyn? —" Doch ich will meinen Lesern noch deutlichere Widersprüche zeigen.

S. 23 sagt er: „Ich will zugeben, daß „man aus der äusseren Bildung eines Men„schen, die Beschaffenheit seines Herzens eini„germaßen bestimmen, und zwar ziemlich rich„tig bestimmen kann. —" S. 24 wird er sogar selbst Physiognom; „Wer erräth nicht, sagt er, „aus dem ersten Anblick, was die gros„sen blauen schmachtenden Augen der Lesbia, „was die lachenden schwarzen Augen der schalk„haften Clelie sagen wollen? — Verkündiget „nicht jener Aristarch das Hämische, Neidische „und Heimtückische, wenn auch seine Zunge ge„fesselt bleibt, sogleich durch seine Mine, das „in seinem Herzen kocht? — Und wer wird „den für einen belebten muntern Geist, für „einen feurigen Redner, für einen angenehmen „Gesellschaffter halten, dessen trübes Auge ei„ner verlöschenden Lampe, und dessen schleppen„der Gang den Schnecken gleicht; und dessen

Hände

„Hände und übrige Gliedmaßen öfters in so
„einfacher Form bleiben, als wenn sie im
„Schraubstock eingespannt wären? — Oder,
„wer wird lange nachdenken dürfen, wofür er
„einen Menschen halten soll, wenn auch allen-
„falls seine Mine etwas vorzügliches verspră-
„che, dessen Habit in der Maskerade ein Harle-
„kinsdomino abgeben könnte? oder einen sol-
„chen, dem sein Staatsrock ansteht, wie einem
„Sechswochenkinde sein Pathenkleid? oder
„endlich einen solchen, der einen beträchtlichen
„Theil von den Eingeweiden seines Pflaumfe-
„derbettes, oder von den fetten Brühen seiner
„Mastung auf öffentlicher Straße, und in al-
„len Gesellschaften, wo er hinkömmt, auf seinen
„Kleidern zur Schau stellt? ꝛc“ Wie ist es
nun möglich, daß ein Mann, der solche Proben
der Physiognomisirung, als wir eben gelesen
haben, abzulegen im Stande ist, sich dennoch
so sehr vergessen, und sich selbst widersprechen
kann, daß er, nachdem er eben so evident bewie-
sen, daß man einen Menschen aus seinem gan-
zen Exterieur charakterisiren könne, doch wieder
(S. 32.) behauptet: „Es ist klar, daß man
„aus dem ganzen Exterieur eines Menschen,
„wenig zuverläßiges von seinem Interieur sa-
„gen könne.“ — —

Doch wir haben an diesen Proben genug, und ungefähr den Gang der Einwendungen gegen die Physiognomik einzusehen. — Der Verfasser dieser Schrift hat übrigens nicht wohl gethan, und ein schlimmes Vorurtheil gegen sich erweckt, daß er (S. 9.) gestehet, er habe seine Gedanken so hingeworfen, wie sie ihm eingefallen wären — Ein Mann, der sich eine uralte ehrwürdige Wissenschaft, die aus dem vereinigten Fleiß und Nachdenken so vieler hundert Weltweisen entstanden ist, durch eine bloße Hinwerfung seiner Gedanken, zu Schanden zu machen unterwindet, ein Mann der sich, ein Epoche machendes Werk, ohne es einmal durchgelesen zu haben, zu widerlegen untersteher. — Müßte ein solcher Mann, wenn ihm sein Unternehmen gelingen sollte, nicht mehr seyn als Aristoteles und Lavater? — Sein Angriff schadet also weder der Physiognomik, noch den physiognomischen Fragmenten.

Eine andere, erst vor einigen Wochen herausgekommene, ebenfalls gegen Physiognomik und Lavatern gerichtete Schrift, soll wichtigere und gegründetere Einwürfe enthalten. Ich habe diese Schrift wegen der Herbeieilung der Messe

nicht

nicht erst noch anschaffen, und meinen Lesern Proben daraus vorlegen können. Vielleicht findet sich ein anderer, der sie umständlich prüfet, welches uns ohnehin hier der Raum nicht verstattet haben würde. Aber in Ewigkeit wird kein Einwurf ausgedacht werden können, der eine auf unmittelbare Erfahrung, und unläugbare Thatsachen fest gegründete Wissenschaft umstoßen könnte.

Doch dies alles nur im Vorbeygehen gesagt. Um nun wieder auf den eigentlichsten Gegenstand dieses Abschnitts, nämlich auf die Pathognomik zurück zu kommen, so muß man nicht denken, als ob diese Wissenschaft, da sie so zuverläßig, so nützlich und so gebraucht ist, wie wir oben gesehen haben, deswegen auch schon auf den höchsten Gipfel ihrer Vollkommenheit gebracht sey. Nichts weniger. Die Aphorismen, die wir haben, beziehen sich nur auf die stärksten Grade der Leidenschaften, z. E. auf Liebe, lachende Freude, Mitleiden, Haß, Neid, Zorn, weinende Traurigkeit, Schmerzempfindung, Furcht, Angst, Erstaunen, Schrecken, Drohung, Wuth, Eifersucht, Hochmuth u. s. w. Ueber alle die feinen Nüancen von

Leidenschaften, wenn sich dieselben nämlich in einem schwächeren Grad äussern, wenn sich verschiedene zusammen vermischen, wenn ihr Ausdruck durch Stand, Alter, Geschlecht, Temperament, Nationalismus, Lebensart, Beschäftigung u. d. gl. verändert wird, haben wir wenig oder gar keine Aphorismen. Und hierüber sollten wir doch die meisten haben, weil der offenbare Ausbruch der Hauptleidenschaften seltener ist, und wenn er vorkommt, auch dem gemeinsten physiognomischen Gefühl ohne Aphorismen verständlich ist. Die übrigen feineren Leidenschaften hingegen, (wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf —) wechseln beständig in der Seele ab, und äussern sich durch Physiognomiestimmungen, die nur dem geübten Physiognomen erklärbar sind, dem ungeübten aber aus Mangel der Aphorismen räthselhaft bleiben müssen. — So bedarfs z. E. keiner Pathognomik, um den boshaften Neid seiner Physiognomie, die sich bey dem Ausbruch dieser Leidenschaft in einen Medusenkopf verwandelt, zu erkennen. — Aber die heimliche Misgunst aus einer zur Gleichgültigkeit gestimmten Physiognomie zu errathen, oder wohl gar unter der Maske der Freundlichkeit hervorzuziehen,

zuziehen, dazu würden pathognomische Aphorismen vortrefliche Dienste leisten, und öfters großen Nutzen verschaffen, wenn sie vorhanden wären. —

Daher mags wohl kommen, daß wir mehr Meisterstücke großer Künstler haben, die wegen des guten Ausdrucks heftiger und schrecklicher Hauptleidenschaften als wegen der sanften und nüancirenden, unsere und der Nachwelt Bewunderung verdienen.

„Ich habe von ganz ausserordentlichen Lei„denschaften nur noch dieses zu erinnern, sagt „der Verfasser der theoretischen Abhandlung „über Malerey und Zeichnung, daß der Aus„druck derselben dem Künstler ungleich erträg„licher fallen wird, als der sanften und still er„habnen.“

„Ein Marsyas unter der Hand des rächen„den Apolls ist ungleich leichter zu entwerfen, „als der leidende Schächer am Kreuz, der mit„ten unter den grausamsten Schmerzen sich „von seiner Seligkeit mit dem Erlöser unter„hält.“

Nun ists aber freylich nicht möglich über alle die feineren Leidenschaften Aphorismen zu sammlen. Denn der Schwürigkeiten zu geschweigen, die sich überhaupt der Construktion physiognomischer Aphorismen entgegen stellen, und welche wir im ersten Theile dieses Cabinets in einem besonderen Abschnitt abgehandelt haben, so verliert sich ihre Anzahl im Unendlichen. — Jeder Mensch hat so zu sagen eben so wohl seine eigene feineren Leidenschaften als seine besondere Physiognomie, Sprache u. s. w. Wollte man auch eine Classification derselben anstellen, so würde man doch wieder auf die individuellen Physiognomien zurückgehen müssen, indem es dabey auf die besondere Modification des Ausdrucks ankömmt. Nicht zu gedenken, daß dieser Ausdruck öfters so fein und unbemerkbar ist, daß er dem gemeinen Gefühl gänzlich entgehet. —

Die Pathognomik hat also gleich der Physiognomik, noch ein ungeheuer großes Feld vor sich, das nimmer wird bebauet werden, wenn es auch gleich bebauet werden könnte. —

Im Grunde betrachtet, ist die letztere noch unendlich weiter als jene, so sehr auch einige das Gegentheil behaupten wollen. — Sobald der Künstler stillen Ausdruck der Leidenschaften zeichnen will, muß er seine Zuflucht zur Physiognomik nehmen, ja er wird hierzu nicht einmal im Stande seyn, wenn er nicht schon in einem beträchtlichen Grade Physiognom ist. — Zwar kann ihn diese Wissenschaft eben so wenig als die Pathognomik, Aphorismen darüber geben, allein die Uebung in derselben, die Verfeinerung und Schärfung seines physiognomischen Gefühls, die Sammlung physiognomischer Ideale, werden diesen Mangel vollkommen ersetzen. Die größten physiognomischen Maler haben so gezeichnet. — Und nach welchen Aphorismen zeichnet dann unser Chodowiecky? — Sinds nicht bloße oft wiederholte physiognomische Empfindungen, die seine Hand leiten, und jedem seiner kleinsten Köpfen eine besondere Seele und Sprache mittheilen? — Wer kann sein Meisterstück, den Abschied des Calas sehen, ohne Thränen der Wehmuth zu vergießen, ohne die Macht des Religiontrostes im Tode, aus der Physiognomie dieses ehrwürdigen Greises zu lernen — Ohne mit der

Tochter in betäubenden Schmerz zu sinken — Ohne zu frommen Gesinnungen kräftiger als durch eine Predigt angetrieben zu werden. Wen reißt die Physiognomik dieses Bildes, das mit grösserem Recht wegen des unverbesserlichen Ausdrucks, so fein nüancirender Leidenschaften als zehn rubensche Quos ego, auf die Ewigkeit Anspruch macht, wen reißt, sage ich, nicht die Physiognomik dieses Bildes, nicht zu einer stillen heiligen Sympathie hin? —

Schüler der bildenden Künste! wollt ihr wahrhaftig groß und unsterblich werden, studiert Physiognomik — Begnügt euch nicht mit den wenigen pathognomischen Aphorismen. Sie werden euch, so richtig sie auch sind, nicht viel helfen, wenn ihr sie nicht durch eine Menge physiognomischer Bemerkungen vermehrt und berichtiget. Ihr werdet zwar nach denselben den Ausdruck der Hauptleidenschaften gut genug treffen, aber eure Köpfe werden sich doch immer etwas von der Natur entfernen und nicht selten Carrikaturen werden. Ihr werdet, wenn ihr sie nicht durch Physiognomik mäßiget, nicht den Ausdruck der feineren Leidenschaften euch bekannt macht, die meiste Zeit ins Uebertrie-

vertriebene, ins Schwülstige und Allzuhochgespannte verfallen. Euren Zeichnungen wird bey allem Ueberfluß von Wahrheit doch die Wahrheit mangeln, und ihr werdet die Natur verfehlen. —

Die Lavaterschen Fragmente sind zu diesem Endzweck wohl das brauchbarste physiognomische Lehrbuch. Sie enthalten baare physiognomische Praxis, und führen den angehenden Physiognomen auf einem sehr anmuthigen Wege ohnvermerkt zur Fähigkeit und Fertigkeit, selbst aus der Natur die Ideale zu physiognomischen Beurtheilungen zu sammlen. Aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, wird dieses prächtige Werk in der Künstlerwelt einen ewigen Werth behalten, so sehr ihm auch immer die Gelehrten den Mangel der systematischen Gründlichkeit vorwerfen. —

Noch ist mir ein anderes Werkchen zu Gesicht gekommen, das junge Künstler zum Studio der Physiognomik anfeuren soll, nämlich die Christus Köpfe von Junker. Dieses Werk würde seinen Endzweck vielleicht besser erreichen, wenn sich der Verfasser nur nicht zu

übertrieben nach Lavatern gemodelt hätte, und dadurch in seiner Schreibart schwülstig und dunkel geworden wäre. „Wie sichs nach und „nach entwickelte in meiner Seele, sagt er in der Vorrede, „bis zum bestimmten Gefühl auf„spann, setz ichs her; ohne der Ordnung, „Nachforschung und Anwendung — Politur „und Stellungssucht; wenn nur die Sache „selbst Realität ist, und ich dir, trauter junger „Künstler! nur dir — indem ich gefalle, nü„tzen kann. Zufrieden, wenns auch nur „Frucht wär, jeden Kopf in jeden Gesichts„punkt zu wenden, und aus jeder Kopfs Lage, „jede Seelen Empfindung zu entziffern.“

„Aber alles was geschrieben ist, ist dir zur „Lehre und zur Vermahnung geschrieben.“

„Möchte doch, so schließt er, mein kleines „Werkchen das Vehikulum seyn, dir den gan„zen Werth der Physiognomik, (der Gelehr„te, der Mann kennt ihn,) begreiflich und ein„dringend zu machen!“

Aristoteles hat die Pathognomik mit der Physiognomik verwebt, und sie nicht selten gleich

gleich der Thierähnlichkeit genutzt — „Wenn man, dies ist sein Grundsatz, in einer ruhigen Physiognomie solche Zeichen bemerkt, die mit den Gesichtszügen solcher Menschen, die von einer heftigen Leidenschaft hingerissen werden, eine Aehnlichkeit haben, so ist es erlaubt, dieser Physiognomie diesen Charakter bey zu legen, der eine Folge einer solchen Leidenschaft ist. — Z. E. Wenn man einen Menschen siehet, dessen Augbraunen zusammengewachsen sind, so kann man von demselben vermuthen, daß er zur Traurigkeit geneigt sey. Platte tief heruntergesunkene Augbraunen bezeichnen ein neidisches Gemüth — Halbcirkelförmig heraufgezogene im Gegentheil verrathen Hochmuth u. s. w. weil sich bey dem Ausbruch der genannten Leidenschaften die Augbraunen auf diese Art formiren, nämlich bey der Traurigkeit zusammenziehen, bey dem Neid herunter pressen, bey dem Stolz empor heben u. s. w.

Man wird diesen Grundsatz noch besser nutzen, und durch die Pathognomik auf die höchste Stufe der physiognomischen Gewißheit steigen können, wenn man dergleichen Aphorismen nicht blos auf die Aehnlichkeit, sondern zugleich

auf

auf physikalische und anatomische Ursachen gründet — Eine Leidenschaft, zu welcher ein Mensch oft hingerissen wird, fixirt sich gleichsam in der ruhigen Physiognomie. Alle die Muskelnbewegungen, alle die Fibern-Anspannungen oder Nachlassungen, die zu ihrem Ausdruck erfordert haben, verrichten sie mit mehrerer Leichtigkeit. Muskeln und Fibern formen und spannen sich mit der Zeit darnach, und bleiben hernach auch alsdann in dieser Verfassung, wenn die Leidenschaft, welcher der Mensch unterworfen ist, auch eben nicht im Ausbruch ist. — Es ist deswegen eben keine sehr schwere Aufgabe der Physiognomik z. E. zu unterscheiden ob ein Mensch schnell oder langsam zum Zorn sey? — Im Gesicht des Zornmüthigen herrschen selbst dann, wenn er freundlich ist, unauslöschliche Züge der Zornmüthigkeit, die sich demselben durch den öfteren Ausbruch dieser Leidenschaft eingepräget haben. — Eben so verhält sichs mit noch vielen andern Leidenschaften, die man aus dem ruhigen, ja auch sogar aus dem entgegengesetzten Physiognomieton, auf die nämliche Art mit Zuverlässigkeit erkennen kann. Z. E. hypochondrische Schwermuth, schadenfrohen Neid, geile

Liebe, unersättlichen Geiz u. s. w. Im ersten Theile dieses Cabinets habe ich noch mehr von der Fixirung des Physiognomietons durch öfters wiederholte Leidenschaften gesagt, welches man im Abschnitt vom Physiognomischen S. 158. f. f. nachlesen kann.

Selbst die Grundphysiognomie jedes Menschen giebt nicht undeutlich zu erkennen, zu welchen Leidenschaften er am meisten geneigt sey. Physiognomien, die von Natur zur Fröhlichkeit gestimmt sind, lassen eben so wenig auf Neigung zur Schwermuth, als solche die zum Ausdruck der Schwermuth geschaffen sind, auf Hang zur Fröhlichkeit schließen. Wer wird z. E. vom Original des hierunter abgedruckten Bildnisses, große Leutseligkeit, Gefälligkeit, Freygebigkeit u. s. w. vermuthen, da die Züge der Grundphysiognomie dem Ausdruck dergleichen Charaktere offenbar widersprechen, und auf das augenscheinlichste mit Grobheit, Geiz und Zornsucht gestimmt sind? —

So läßt sich also von den pathognomischen Aphorismen, so wenig ihrer auch immerhin seyn mögen, doch ein sehr ausgebreiteter physiogno-

siognomischer Gebrauch machen, der die meiste Zeit mit Zuverlässigkeit begleitet ist.

Beschluß.

Beschluß.

So wären wir dann in der Beurtheilung der physiognomischen Erkenntnißquellen und in der Revision der Hauptgrundsätze, von welchen das unzählbare Heer der physiognomi-

schen

schen Aphorismen abstammet, von der niedersten Stufe bis zur höchsten gestiegen.

Hoffentlich werden nun diejenigen von meinen Lesern, die meines Unterrichts bedurften, und deren Lehrer zu seyn ich nicht ganz unwürdig war, physiognomische Gewißheit und Zuverläßigkeit zu prüfen und abzuwägen wissen. Hoffentlich werden sie nun einsehen, daß die Erkenntniß des Menscheninneren aus seinem Aeusseren nicht blos auf einem Spiel der Einbildungskraft, sondern auf vielen bewährten Grundsätzen beruhe — Hoffentlich werden sie nun die Schriften der älteren und neueren Physiognomen mit mehrerem Nutzen studieren, und sich nicht mehr beklagen, daß sie ihre physiognomische Einsichten durch diese Lektüre mehr verwirreten, als aufklärten, berichtigten und erweiterten — Hoffentlich werden sie sich nun einem höheren Grad der Vollkommenheit in der spekulativen sowohl als ausübenden Physiognomik beträchtlich genähert haben — Hätte ich alle diese Absichten, so wie ich mirs dann schmeichele, bey ihnen erreicht, mit welchem Vergnügen, mit welchem Beifall belohnt, schlösse ich dann nicht dieses Cabinet! —

Aber

Aber ich kann mirs leicht vorstellen, daß ich diese Früchte meiner Bemühungen nicht alle einärnten werde — Es giebt eine gewisse Gattung von Leuten, und ihre Physiognomie verräth sie, und warnt vor ihnen — die nun einmal ihren Sinn gegen alles, was zur Bearbeitung und Vervollkommung der Physiognomik unternommen wird, gesetzt haben — Die, weil sie nicht ebenfalls der feinen Empfindungen, die zur sicheren Ausübung dieser Wissenschaft erfordert werden, fähig sind, mit einer hohen Verachtung auf uns arme Sünder, die wir uns Mühe geben, sie zu bearbeiten und zu empfehlen, herabsehen — Leute, die sich sogar eines Mitleids gegen diejenigen rühmen, die die Lavaterschen Fragmente schön finden können — Die alle physiognomische Empfindungen für Phantasterey halten — Nun diesen wird freylich mein Cabinet ein läppisches Büchgen, und jeder Abschnitt desselben eine elende Abhandlung seyn — So wenig ich diese und dergleichen Urtheile solcher Leute von mir abzulehnen gedenke, und so wenig mir auch daran gelegen ist, so sehr wird michs im Gegentheil freuen, wenn hie und da ein physiognomisches Genie unter meinen Lesern, dem die Natur feines Ge-

fühl und berichtigten Geschmack verliehen hat, mit mir sympathisirt, und mir manche meiner Bemerkungen danket. Dies soll mich gegen alle widrige Urtheile schützen und entschädigen —

Ich gestehe es übrigens gerne, daß sich die abgehandelten physiognomischen Grundsätze auch noch aus andern vielleicht noch allgemeinern Gesichspunkten hätten vorstellen, daß sich ihre Anzahl hätte erweitern, und noch vielmehr zu ihrer Entwickelung und Prüfung hätte sagen lassen — Allein die Form und bestimmte Größe dieses Cabinets verstattete keine andere, als die gewählte Bearbeitung. Ich würde in eine ungeheure Weitläuftigkeit gerathen seyn, und noch Stoff zu wievielen Erösnungen gehabt haben, wenn ich mich wie Porta oder Pernety in eine ausführliche Abhandlung aller physiognomischen Lehrsätze und Aufgaben hätte einlassen wollen. Ich bin dem natürlichen Gang meiner Vorstellungen, und der Gradation der Wichtigkeit und Bewährtheit der Grundsätze und den davon abhangenden Aphorismen gefolgt, und habe mich bemühet, das nothwendigste und interessanteste, was sich darüber

über sagen läßt, in den Abschnitten zusammen zu drängen, damit der Leser in Stand gesetzt würde, mit eignen Augen zu sehen, und über die Beschaffenheit der Aphorismen selbst das Urtheil zu fällen — Wahrscheinlicher Weise wird dasselbe auch bey den Meisten mit den Meinigen übereinkommen —

Herr Loßius hat in seinem Hannibal, alle physiognomische Grundsätze nur auf zwey eingeschränkt. Diese Einschränkung läßt sich hören, allein nach meinem Urtheil führt sie doch immer wieder in das weitläuftige Detail zurück, das man dadurch vermeiden will. „Ich „nehme an, sagt er, daß sich die Menschen in „zwo große Classen bringen lassen. In der „ersten stehen alle diejenigen, deren Hauptcha„rakter die Erweiterung ist, die einen Theil „ihrer Empfindungen über andre Geschöpfe er„gießen. In der andern alle diejenigen, die „in dem engen Bezirk ihrer selbst eingeschränkt „leben, und kaum an etwas anders als an die „Erhaltung ihres Zustandes gedenken. Aus „wahrer Theilnehmung, Ausbreitung edler „Ruhmbegierde und aus Antrieb zum Vergnü„gen zu handeln, ist das Eigenthum der ersten

„Classe. Mangel an belebendem Feuer, an
„Thätigkeit, Zurückziehung, Aengstlichkeit,
„Furcht, ist das Eigenthum der andern Classe.
„Diese Empfindungen theilen sich der denken-
„den Seele mit, und gehen in Handlungen
„über. — — Es ist nun augenklar und sehr
„leicht zu beweisen, daß Menschen von diesen
„Klassen sich durch sichtbare Merkzeichen von
„einander unterscheiden müssen. Der Beweis
„ist folgender: zwey entgegen gesetzte Charak-
„tere können ohne Widerspruch ohnmöglich ein
„und eben dasselbe äusserliche Zeichen, ein und
„eben denselben äusseren Ausdruck haben. Al-
„so muß die Furcht für dem Schmerz, Zurück-
„ziehung und ängstliche Zusammenziehung auf
„den Gesichtern der Menschen von Natur an-
„ders abgemahlet seyn, als das Vergnügen,
„als das belebende Feuer der Erweiterung.
„Eine Seele, die in Gefahren wächst, kann in
„keinem Körper aushalten, dessen jungfräuli-
„cher Fibernbau bey jedem Aderlaß zittert —
„— — Man könnte dahero das Zeichen das
„Männliche nennen, vermöge dessen Menschen
„von der ersten Classe eigenmächtig von andern
„erlangen, daß sie ihnen nachgeben, und das
„entgegengesetzte, das Weibliche, vermöge
„dessen

„dessen Menschen von der zweyten Classe sich
„ohne viele Widerrede erobern und beherrschen
„lassen, weil die Widersetzung ihnen Mühe,
„Arbeit oder Gefahr aufzulegen scheint, die sie
„scheuen. — — Ich schließe hieraus ferner,
„daß alles dasjenige, was einen von Natur
„schwachen, subtilen, zärtlichen, schlaffen, und
„wenn ich sagen darf wässerigen, Fibernbau
„verräth, ein Zeichen der zwoten Classe, was
„aber einen robusten, feurigen, festen voller
„Energie und starken Fibernbau von Natur
„ankündiget, ein Zeichen der ersten Classe könne
„genannt werden u. s. w."

Man siehet aus dieser Erklärung nun wohl ohne mein Erinnern, daß dieses neue Lehrgebäude der Physiognomik, im Grunde betrachtet, mit dem Alten übereinkomme — Sollte es weiter ausgeführt werden, (wozu uns der Verfasser Hoffnung macht,) so würde man doch die Zeichen, welche er männliche nennet, aus der Aehnlichkeit mit stärkeren Thieren, mit dem männlichen Geschlechte, der nordischen Völker, des cholerischen und melancholischen Temperaments den stärkeren Leidenschaften u. s. w. und eben so die weiblichen Zeichen aus

der Aehnlichkeit mit schwächeren Thieren, mit dem schönen Geschlecht, den südlichen Völkern, dem sanguinischen und phlegmatischen Temperament, den sanften und stillen Leidenschaften u. s. w. hernehmen müssen, wenn man das Arbiträre vermeiden und auf einen festen Grund bauen will.

Ueberhaupt wird es, wenn es dereinst zum wirklichen Bau der Physiognomik kommen sollte, weit weniger an allerley Vorstellungsarten, an mancherley Entwürfen und Planen, wornach gebauet werden könnte, als an brauchbaren Materialien und unverdrossenen Arbeitern fehlen. — Doch hierüber haben wir unsere Gedanken schon mehrmals geäussert, also genug davon! —

Was vor der Hand nur noch zu Bearbeitung derselben unternommen werden könnte, wäre eine Sammlung aller derjenigen Aphorismen aus allen älteren und neueren Physiognomen, die sich aus den bisher geprüften physiognomischen Erkenntnißquellen und Grundsätzen ohne Zwang herleiten, und auf das strengeste erweisen ließen. Diese Sammlung enthielte

dann

dann die Quinteſſenz aller Phyſiognomiken, und verträte die Stelle einer ausgeſuchten phyſiognomiſchen Bibliothek. Sie würde das Studium dieſer Wiſſenſchaft nach der Methode, die wir oben vorgeſchlagen haben, ungemein abkürzen, erleichtern und berichtigen. Der Schüler dieſer Wiſſenſchaft, dem die Natur Genie und Gefühl dazu verliehen hat, würde ſich dadurch mit ungemein ſchnellen Schritten der Vollkommenheit nähern, und bey fortgeſetzter Uebung den höchſten Gipfel derſelben erreichen, in ſo fern dieſer erreichbar iſt. — Freylich dem, dem dieſe Gaben nicht zu theil worden ſind, würde eine ſolche Sammlung wenig nutzen. — Er würde eben ſo wenig Phyſiognomik draus lernen, als ein Dummkopf, dems an geſunden Menſchenverſtand mangelt, denſelben aus einer Logik lernen kann. — Aber der Naturphyſiognom würde darinnen von vielen ſeinen Empfindungen und phyſiognomiſchen Urtheilen den Grund finden, und es dadurch ſo weit bringen, daß er darnach ſo zu ſagen wiſſenſchaftlich phyſiognomiſiren könnte.

So wird z. E. jedes in etwas verfeinerte und geübte phyſiognomiſche Gefühl das letzte

Porträt dieses Cabinets leicht deuten können — Es wird darinnen blos von seinen natürlichen Empfindungen geleitet, den Mann von verfeinertem Geist, von Schwungkraft der Seele, von berichtigtem Geschmack, von genauprüfendem Verstande entdecken. Den Mann, ders bey widerstrebendem Eigensinn doch so übel nicht meint. Den Mann, der bey einem starken Hang zum Phlegma doch noch unverdrossen und thätig genug ist — Endlich den Mann, den alles interessirt, und der hinwiederum alle andere interessirt. So natürlich und ungezwungen aber auch alle diese und noch mehrere Urtheile von dieser Physiognomie dem verfeinerten Gefühle zufließen, so wird doch dasselbe in der Prüfung nach den abgehandelten Grundsätzen, und einigen davon abhangenden Aphorismen, eine sehr vergewissende Bestätigung und Erweiterung derselben finden. — Z. E. Dieser Kopf, aus dem Gesichtspunkt der Thierähnlichkeit betrachtet, zeigt einen ungeheuer

weiten

weiten Abstand von derselben — ist vollkommen menschlich — Also ist auf einen geschärften genau prüfenden Verstand ein sicherer Schluß zu machen — Nach der Geschlechtsähnlichkeit ist er in einem hohen Grade männlich. Das Original ist also Mann im Denken und Thun — Nach der Nationalähnlichkeit, hat er das Biedere und Aufgeweckte eines Oberteutschen — Sein Temperament ist eine Nüance, zwischen dem Phlegmatiker und Choleriker. Als den ersten charakterisiret ihn die Ausgefülltheit, und wenige Anspannung des Gesichts, und als den letzten die starke Zeichnung der Nase, der Augen und insbesondere der Augbraunen. Mithin lassen sich auch hieraus manche seiner Charaktere mit Zuverläßigkeit herleiten. Endlich in Ansehung der Pathognomik würde auch noch manches folgen, wenn man die Aphorismen derselben mit ihm vergliche — Man könnte z. E. auf die halbcirkelförmig erhobene Augbraunen einen der obangeführten aristotelischen

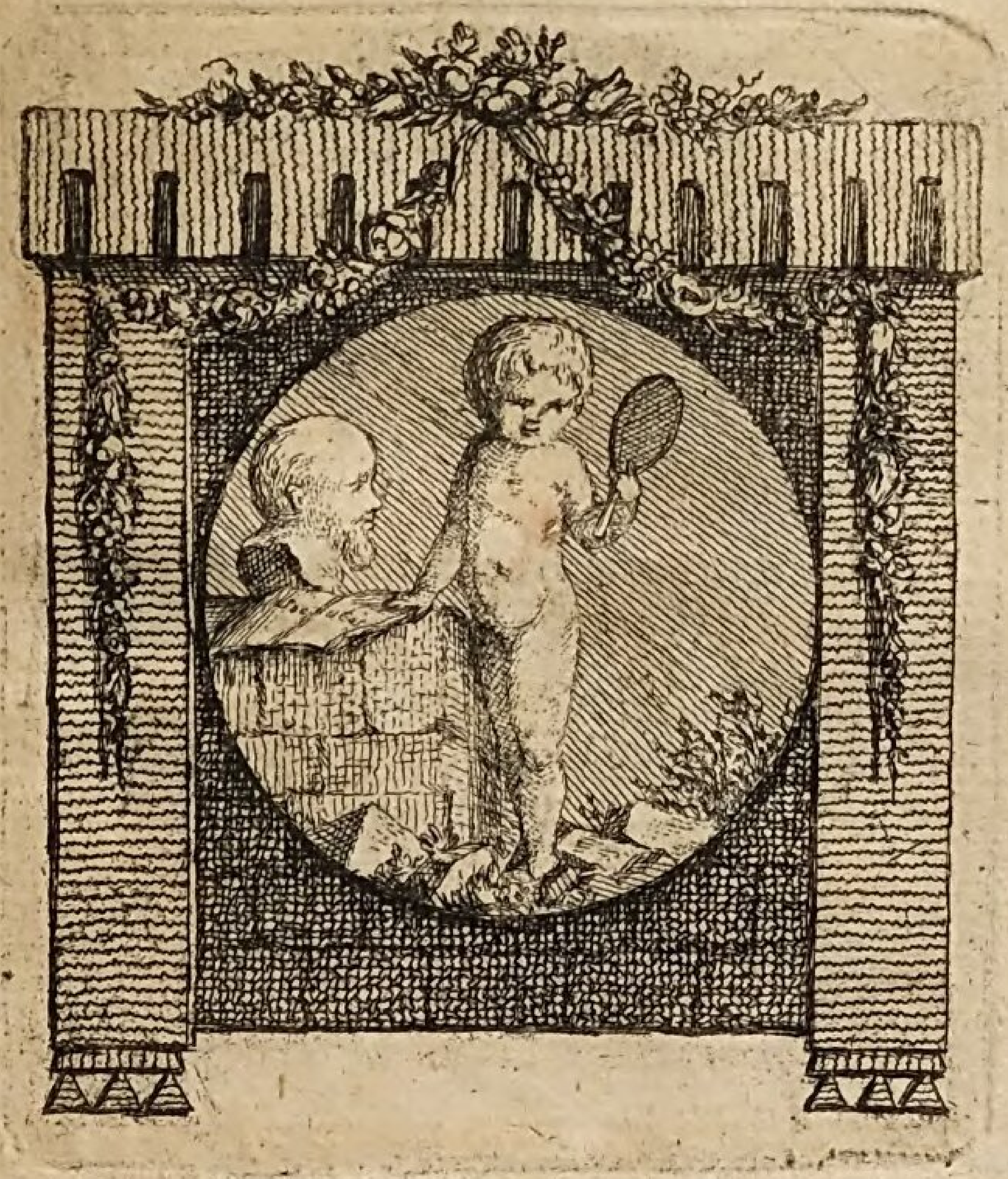
Aphorismen anwenden. — Doch meine Leser werden mirs hoffentlich eingestehen, daß die ausübende Physiognomik durch das vorgeschlagene Mittel gar ungemein viel an Leichtigkeit, Gründlichkeit, Erweiterung und Zuverläßigkeit gewinnen werde —

Sollte ich von dem fortdaurenden Beyfall des Publikums unterstützt, wieder zu einer neuen Eröfnung dieses Cabinets aufgemuntert werden, so würde eine solche Sammlung reichlichen und sehr interessanten Stoff zur dritten darbieten, und ich würde alsdann nach meinem besten Vermögen das meinige zur ferneren Bearbeitung einer so fürtreflichen und höchst gemeinnützigen Wissenschaft beytragen, die leider bey vielen, die noch vor einem Jahr so großen Geschmack daran fanden, schon wieder allgemählig einzuschlummern beginnt.

Ich schließe vor diesesmal mit dem Schlusse der Vorrede **Porta's**. „Hanc ergo scien-

„tiam

„tiam blande excipiamus, hilariterque am-„plectamur, vt vero noſtram, et de nobis-„metipſis tractantem, quam qui non amat, „quam qui non amplectitur, nec philoſo-„phiam amat, neque ſuae vitae diſcrimina „curat.“



BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Müller, Friedrich Christoph, 1751-1808

Physiognomisches Cabinet für Freunde und Schüler der Menschenkenntniß

Bd.: 2

Frankfurt [u.a.] (1778)

Bamberg, Staatsbibliothek -- Bip.M.o.367(2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11433998-2
VD18 80147097-001